Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 50 (1954)

Artikel: Franz Josef Stalder : zur Frühgeschichte volkskundlicher und dialektvergleichender Interessen

Autor: [s.n.]

Kapitel: IV: Dialektforschung und Keltomanie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-114910

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

unsrer Nation im Taumel ihrer Täuschung und Selbstvergessenheit einen Augenblick entweihet hat»[1].

Stalder hätte jetzt zweifellos unterzeichnet, was Johannes von Müller gleich nach der französischen Invasion einem deutschen Freunde schrieb: Die kritische Philosophie, besonders in der Phase ihrer ersten Popularisierung durch Kants 'Nachäffer', habe «talentvolle Jünglinge ... durch Eigendünkel ... unbrauchbar» gemacht. «Selbst in meinem armen (weiland so glücklichen!) Vaterlande hat sie den Fortgang der Revolution befördert: indem gutmüthige Menschen den Irrwisch selbstgeschaffener Ideen für einen sicherern Leitstern, als die Grundsätze der Voreltern hielten»[2].

IV. Dialektforschung und Keltomanie

Den Stalder der besten Mannesjahre hatte jener durch Voltaire zu einer Geistesmacht erhobene Vervollkommnungsgedanke der Aufklärung[3] dazu geführt, seine Hirten als ein Volk zu sehen, das wegen seiner unverbrauchten physischen und moralischen Kräfte imstande sei, bei energischer Geistesschulung den Weg nach den letzten Zielen der Menschheit anzutreten. So war über die 'Zwischenstufe', auf der die Entlebucher in Stalders Zeit zu stehen schienen, ein im einzelnen sehr zuverlässiges Werk entstanden, das man erst hundert Jahre später richtig schätzen lernte, nachdem inzwischen eine neue Wissenschaft sich eben auf treue Lokalmonographien zu stützen begann. Welch vaterländische Hochstimmung aus den 'Fragmenten' auch immer sprechen mochte: die Schicksalsjahre der Helvetik offenbarten, dass für Stalder wie für eine Reihe seiner Freunde aus der Helvetischen Gesellschaft der Patriotismus zunächst ebenfalls 'Stufe' war, eine allerdings erhabene Plattform, weil von den freiheitlich-republikanischen Traditionen der Eidgenossenschaft aus der Schritt in den Idealstaat der Zukunft kleiner als von irgendwosonst aussah. Es schien sich zu lohnen, die europäische Jugend auf diese vorteilhafte Ausgangsposition in den Alpen aufmerksam zu machen.

---

[1] Gedächtnisrede der Sempacherschlacht gehalten auf dem Schlachtfelde den 10ten Julius 1820 von Franz Joseph Stalder, Decan, Chorherrn am Stifte zu Beromünster und Pfarrer zu Escholzmatt. Luzern o. J., 34/35.

[2] Brief aus Wien vom 14. Juli 1798 an Friedrich Nicolai. Sämmtl. Werke[1] 17 (1814) 80, Neudruck bei Bonjour [oben S. 155 Anm. 4] 217f.

[3] Vgl. Friedrich Meinecke, Klassizismus, Romantizismus und historisches Denken im 18. Jahrhundert, in: Vom geschichtlichen Sinn und vom Sinn der Geschichte[3], Leipzig 1939, 54.

Nun waren aber gerade die demokratischen Urkantone auf die Errungenschaften der Revolution am schlechtesten zu sprechen. Lag darin nicht der Beweis, dass diesen unbewusst 'fortschrittlichen' Gemeinschaften nur eines fehlte: aufgeklärte Bildung!

Während Stalder sein Buch über die Entlebucher niederschrieb, stiess er naturgemäss auf die Frage, ob sich lokales Brauchtum ohne Verwendung der entsprechenden Mundartausdrücke überhaupt treffend beschreiben lasse. Das führte ihn zum Entschluss, dem Werk ein «kleines Entlebucherisches Lexikon» von «etwa noch 2 Bögen» beizugeben[1]. Die 'Fragmente' erschienen aber ohne den geplanten Anhang. Das Material war ihm unter der Hand gewachsen, zumal seit er, als Unitarier, den Blick auf den Wortschatz der ganzen deutschen Schweiz zu richten begann[2]; das Wörterbuch machte ihm aber auch deshalb «ammeisten Arbeit, weil ich in der Philosophie der Sprache, und in der Kritick der selben nicht wohl bewandert bin»[3]. Fast alle seine Briefe der folgenden Jahre an die Luzerner Freunde und an Füssli in Zürich begleiten Wünsche nach sprachphilosophischen und lexikalischen Werken, und fast jedesmal dankt er gleichzeitig für die Ausleihe ihm wichtiger Hilfsmittel: für deutsche Idiotika, altdeutsche Wörterbücher wie Joh. Georg Scherzens 'Glossarium Teutonicum' von 1728, für das etymologisch gerichtete 'Glossarium Germanicum' Joh. Georg Wachters von 1737, oder gar für den lateinischen DuCange, den Felix Balthasar ebenfalls besass. So wandelte sich der geplante lexikalische Anhang zu der Idee eines dritten Fragmenten-Bandes[4] und gedieh dann zu einem selbständigen Werk, dessen erster Teil 1806 in der Samuel Flickschen Buchhandlung zu Basel und Aarau unter dem Titel «*Versuch eines Schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen untermischt. Samt einer Skizze einer Schweizerischen Dialektologie*» erschien. 1812 folgte ein «Zweyter und letzter Band. Samt einer Nachlese vergessener Wörter oder Bedeutungen»[5].

---

[1] Brief vom 22. Februar 1795 an Jos. Ant. Balthasar, ZB Luzern a.O. [oben S. 144 Anm. 2] 642; Gedenkschrift Stalder 112. – Kurz vor dem Ausdrucken des 1. Fragmentenbandes bat Stalder den Verleger Füssli noch, auf Seite 37 das Wort 'Speis' durch 'Spys' zu ersetzen (Brief vom 28. Februar 1797, ZB Zürich Ms. M 1. 320, Nr. 8). Die Korrektur ist dann unterblieben.

[2] Vgl. den zweiten Abschnitt aus Stalders Brief an Füssli vom 23. Februar 1797 (Gedenkschrift Stalder 123), ferner den Vorbericht zum 1. Band des Idiotikons (1806) 7.

[3] Gedenkschrift Stalder 105.

[4] Wie Stalder am 28. Februar 1797 dem Verleger Füssli vorschlug (ebenda 125).

[5] Bei Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau, dem frühern Teilhaber der Flickschen Buchhandlung (freundliche Mitteilung von Prof. Wilhelm Altwegg). Vom

Dieses Staldersche Idiotikon, dessen Erscheinen nichts Geringeres bedeutete als die Grundlegung der Schweizerischen Mundartforschung, verdiente, nachdem wir heute genügend Distanz zu ihm gewonnen haben, einmal eingehend philologisch gewürdigt zu werden[1]. Das Urteil wird nach kritischen Vergleichen mit den damals schon erschienenen Dialektsammlungen des Auslandes[2] sicher festhalten dürfen, Stalders Werk sei nicht nur auf der Höhe der Zeit, sondern ihr ein gutes Stück voraus gewesen. Der Pfarrer konnte für sich schon damals in Anspruch nehmen (was wir heute als eine unerlässliche Voraussetzung des Dialektologen betrachten), dass er, wenigstens für ein Teilgebiet, nicht bloss Mundartwörter, sondern auch die mit ihnen bezeichneten Sachen, die volkskundlichen Realien, erforscht hatte. Und wenn er für das Idiotikon aus seinen Vorstudien auch nicht all das herausholte, was man gern erwartete, so mag es die frühe Leistung des Mannes doch genügend charakterisieren, dass dem bedeutendsten Dialektforscher des 19. Jahrhunderts, Joh. Andreas Schmeller, nach eigenem Geständnis das Staldersche Wörterbuch den Ansporn zu seinem Lebenswerk gegeben hat[3].

Im Hinblick auf unsere spezielle Fragestellung kehren wir hier zunächst zu jenem vorhelvetischen Stalder zurück, der soeben den Entschluss gefasst hat, den 'Fragmenten' wortkundliche Erklärungen anzufügen. Über den Wert, den Stalder ausserhalb der sachlichen Beleuchtung seiner Gegenstände einer solchen Arbeit beimass, war damit noch nichts ausgesagt, vor allem nicht über seine Auffassung von der sprachlichen Bedeutung der Mundart an sich. Wachstum und Wandlungen des Dialektinteresses vor Stalder wird man erst richtig erkennen können, wenn die angekündigte Untersuchung von Hans Trümpy über diesen Gegenstand er-

---

1. Bd. existieren auch Exemplare mit Druckjahr 1812: vermutlich hat der Restbestand von 1806 ein neues Titelblatt erhalten. Der Verlagswechsel geschah auf ein Angebot der Flickschen Buchhandlung hin, das Stalder mit Füssli freundschaftlich diskutierte (Brief vom 15. April 1805, Gedenkschrift Stalder 132f.).

[1] Vgl. einstweilen H. Wolfensberger in der Gedenkschrift Stalder 50–61; Verf., L. Füglistaller, 207–219.

[2] Für das deutsche Sprachgebiet zusammengestellt bei Ferdinand Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung, Leipzig 1892; für die Romania vgl. Sever Pop, La Dialectologie, Aperçu historique et méthodes d'enquêtes linguistiques 1, Louvain 1951. Der 2. Band (1951, mit fortlaufender Paginierung) dieses die Dialektologie der Vergangenheit auf weite Strecken erschliessenden Werks behandelt die ausserromanische Mundartforschung.

[3] Vgl. Schmellers Brief an Oberst Voitel in Solothurn vom 24. Juli 1837, gedruckt in Pfeiffers Germania 19 (1874) 253f.

schienen sein wird[1]. Die bescheidenen Materialien darüber, die dem Verfasser begegnet sind, deuten immerhin an, dass noch zu Ende des 18. Jahrhunderts ein Mundartforscher Mühe hatte, sein Thema als kulturell bedeutsam auszuweisen. Wohl hatte Bodmer heroisch dagegen angekämpft, dass, wie es Gottsched wollte, nur die Sprache der gebildeten Stände Obersachsens als literarische Ausdrucksform des Deutschen würdig sei; er hatte aus seinen Studien über Minnesang und Nibelungenlied sogar die Überzeugung gewonnen, die Schweiz habe das Mittelhochdeutsch der grossen Dichter um 1200 bewahrt: «Komm doch die Sprache zu hören, die vormals der fürstliche Hermann mit dem von Veldeck und Eschilbach redte», schrieb er an Klopstock stolz[2]. Was nützte freilich diese Waffe, wenn doch im ganzen deutschen Sprachgebiet ausser einsamen Gelehrten noch niemand etwas von Wolfram oder Walther vernommen hatte?[3] Dass die soziale Oberschicht der Schweiz sich in Gesellschaft vielfach des Französischen bediente, deutete eher darauf hin, man habe den Abscheu vieler Ausländer vor der 'unästhetischen Klobigkeit' des Schweizerdeutschen nicht vergessen und gebe im Geheimen jenem weitgereisten französischen Komödiendichter recht, der 1697 gewitzelt hatte:

> «Un grand homme disoit que, s'il parloit aux dieux,
> Ce seroit espagnol; italien, aux femmes,
> L'amour par son accent se glisse dans leurs âmes;
> A des hommes, français; et suisse, à des chevaux»[4].

Gewiss, solche Pointen zielten auf das amusement der Pariser Comédie-Besucher. Sieht man aber Lavater, der 1762 im Grebelhandel mutig für die unterdrückte Landbevölkerung eingetreten war, 1766 den redlichen Bemühungen der Helvetischen Gesellschaft für einen neuen Volksgesang zu Hilfe kommen mit seinen ausdrücklich für das Volk bestimmten 'Schweizerliedern', und dabei – obschon er einzelne Ausdrücke dem Schweizerdeutschen entlehnte – die grundsätzliche Verwendung der Mundart als «schlechterdings unanständig» ausschliessen[5], so wirft das ein schmerzlich grelles Licht auf die

[1] Das Buch befindet sich als Band 36 der Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde im Druck.

[2] Johann Jakob Bodmer, Denkschrift zum CC. Geburtstag, Zürich 1900, 43.

[3] Vgl. Rud. von Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie, München 1870, 154ff.

[4] Jean-François Regnard (1655–1709), Le Distrait, Comédie en cinq actes et en vers, Acte 3. Scène 3. (Oeuvres, Edition stéréotype, Paris 1801, 1, 228.)

[5] Lavater entwickelt sein Programm in dem Aufsatz: 'Über den Einfall der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach, Schweizerlieder zu verfertigen' (Der Erinnerer 2,

Einschätzung des Dialekts gerade bei jenen Gebildeten, die für sich das Prädikat des sozial Fortschrittlichen in Anspruch nehmen durften. Für Bodmers bekannten Plan, das Schweizerdeutsche zu einer nationalen Schriftsprache zu erheben, fehlte zwar nicht jede, aber doch die unerlässlichste Voraussetzung – im Gegensatz zu den Niederlanden, wo die Ablösung sich auf ein idiomatisches Hochgefühl unter den Gebildeten hatte stützen können[1].

Nachweisbar seit 1785 hat dann ein Luzerner Amtskollege Stalders, Pfarrer Josef Felix Ineichen zu Neuenkirch, angefangen, eigene Dialektgedichte zu selbstgemachten Weisen vorzutragen, die ersten sonderbarerweise in Unterwaldner Mundart, obwohl er immer im Luzernischen lebte[2]. 'Der alte Sepp', wie er sich selber nannte, dichtete wirklich aus dem Volk und für das Volk, ohne jeden literarischen Ehrgeiz, denn er kümmerte sich weder um die Drucklegung noch um die Hütung seines geistigen Eigentums und hatte auch etwa Anlass, seine Autorschaft bei einem zufälligen Abdruck zu verschweigen, wenn seine Derbheit die Städterinnen verletzte[3]. Ihm ging es weder um poetische Stimmung noch um patriotische oder moralische Belehrung des Volkes, obschon ihm in der Revolutionszeit nicht selten ein politisches Ereignis den Anstoss zum Dichten gab, sondern fast immer um ulkige Wirkung, und zu diesem Zwecke hat er wohl den Dialekt gewählt[4]. Freilich gab es lange vor ihm Mundartgedichte, wie das Simelibärg-Lied, und zweifellos mehr als uns erhalten geblieben sind, aber Ineichen hat doch der schweizerischen Dialektpoesie den Weg freigelegt[5]. Ein anderer, nur wenig

---

1766, 201–208). Vgl. darüber Oskar von Arx, Lavaters Schweizerlieder, Diss. Zürich 1897; Paul Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz, Diss. Basel 1911, 22ff.

[1] Vgl. J. Mansion, Het Oudnederlandsch en de naburige talen in de vroege middeleeuwen. Vlaamsche Congress 13 (1936) 82ff.

[2] Biographische Angaben über den Dichter (1745–1818) gibt der Sammler und erste Herausgeber dieser Mundarttexte, Gerichtsschreiber Heinrich Ineichen von Ballwil, als Einleitung zu den «Liedern vom alten Sepp, Joseph Ineichen, gewesenem Chorherrn von Münster, gebürtig von Ballwyl», Luzern 1859. Vier weitere Dialektgedichte Ineichens und dazu ein schriftdeutsches teilt Seb. Glinz [oben S. 127 Anm. 1] 56–66 mit.

[3] Zschokkes 'Schweizer Bothe' hatte am 19. Juli 1805 (Jahrgang 2, Nr. 29), ohne den Autor zu kennen, Ineichens «D'Luzärner Stadt-Meitli» abgedruckt und darauf einen Entrüstungssturm über sich ergehen lassen müssen (vgl. Nr. 31 vom 2. August und Nr. 33 vom 16. August 1805). Das Volk verdächtigte nicht Ineichen, sondern Häfliger.

[4] Vgl. Geiger [oben S. 197 Anm. 5] 39; Otto von Greyerz, Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz, Frauenfeld 1924, 18f.

[5] Über die Verwendung der Mundart in volkstümlichen Schauspielen des 18. Jahrhunderts vgl. Renward Brandstetter, Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik, Zs. für hochdt. Mundarten 3 (1902) 1–26.

jüngerer Luzerner Pfarrer, Jost Bernhard Häfliger in Hochdorf, folgte ihm darin nach, widmete aber seine dritte Gedichtsammlung, die «Schweizerischen Volkslieder nach der Luzernischen Mundart», nicht ihm, sondern Stalder, «dem vierzigjährigen, unveränderlichen Herzensfreund und innigst geliebten Amtsbruder»[1].

Das war 1813. Häfliger und Stalder kannten sich seit den Schuljahren, hatten beide Felix Balthasar verehrt[2] und dann die Französische Revolution besungen, bis sie sich enttäuscht von der Politik zurückzogen und gemeinsam in konservativ-kirchliche Bahnen einlenkten. Stalder nahm in den Anhang zu seinem dialektologischen Abriss von 1806 (Idiotikon 1, 61f.) ein Lied von «dem bekannten Volksbarden, Herrn Bernhard Haefliger» auf und S. 72ff. eins im «Dialekt ... der Unterwaldner» von Ineichen, doch ohne den Verfasser zu nennen. Es ist gut möglich, dass Stalder gerade dieses Lied einem anonymen Flugblatt entnahm; Ineichen selber kannte er ganz zweifellos.

Und doch kommt keiner der beiden Poeten als Anreger für Stalders Dialektinteresse ernsthaft in Betracht. Häfligers frühestes Gedicht und zugleich eines seiner besten, 'Was d'Schwyzer bruuchid', entstand 1796[3], als Stalder schon über ein Jahr an seinem 'Kleinen Entlebucherischen Lexikon' schrieb[4]. Ineichen aber konnte für Stalder schon aus dem Grunde nicht vorbildlich sein, weil sich dessen Lieder im Ton nach dem Geschmack des Volkes richteten, statt umgekehrt das Volk womöglich auf die Stufe des Gebildeten heraufzuziehen, und Stalder war gewiss nicht der Mann, die Vernachlässigung dieser 'vornehmsten Pflicht des Geistlichen' einem Kollegen nachzusehn. Überdies konnten ja Ineichens Reime keineswegs für die Poesie der Hirten stehen, auch nachträglich nicht, weil fast keines dieser oft zwanzigstrophigen Gedichte im Gedächtnis des Volkes haften blieb[5].

---

[1] Luzern 1813 (45 Gedichte und 20 Melodien zum Text). Die erste Sammlung, «Lieder im helvetischen Volkston», erschien in Luzern 1801; die zweite, «Sammlung einiger Schweizerlieder in der Natursprache», 1802 (Geiger a.O. 43 Anm. 1; Geschichtsfreund 71, 220ff.). Über Häfliger (1759–1837) vgl. Jos. Anton Häfliger im Geschichtsfreund 71 (1916) 165–172 und 220–226. S. 227–229 eine Bibliographie über Häfliger, dessen Nachlass wie derjenige Ineichens und Stalders nicht erhalten ist.

[2] Vgl. Häfligers Gedenkrede: 'Ein Wort des dankbaren Andenkens an Herrn Felix Balthasar'. Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft, Zofingen 1810. Stalder führte an dieser Tagung den Vorsitz.

[3] Glinz [oben S. 127 Anm. 1] 46.

[4] Vgl. Stalders Brief vom 22. Februar 1795 [oben S. 195 Anm. 1].

[5] Nach Glinz 48 ist nur eines, das siebenstrophige 'Länderbürli', durch wiederholten Abdruck in Kalendern und Liedersammlungen ins Volk gedrungen und bis heute lebendig geblieben; als Entstehungsjahr gibt Glinz 1806 an (ebenda).

Woher nahm Stalder die Anregung? Von seinen schweizerischen Vorgängern, Johann Jakob Spreng in Basel und Samuel Schmidt in Bern – beide hatten eine freilich bloss handschriftliche Sammlung ihres heimischen Wortschatzes angelegt – kannte er nur den Namen Sprengs, dessen Arbeit ihm der Nachlasshüter verschloss[1]. Friedrich Carl Fulda aber, der einzige wirklich bedeutende Dialektforscher des deutschen Sprachgebiets im 18. Jahrhundert, von dem Hermann Paul den Funken zu Stalder hinüberspringen sieht[2], kam mit seinem kleinen «Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung» (1788) und mehreren Beiträgen zu einem schwäbischen Idiotikon[3] Stalder erst zu Hilfe, als dieser den ursprünglichen Plan erweiterte und in den Briefen der Jahre nach 1796 seine Korrespondenten um philologische Hilfsmittel anging. Solange er nur ein entlebuchisch-hochdeutsches Glossar zu den 'Fragmenten' liefern wollte, bedurfte er ihrer nicht. Und dieser ursprüngliche Plan wuchs, zumal sich der Verfasser durch die Aussicht auf Beachtung seines Erstlings auch im Ausland beflügelt fühlte[4], so natürlich aus der Arbeit an den 'Fragmenten' heraus, dass wir, weil die erhaltenen biographischen Zeugnisse keinen andern Schluss aufdrängen, darin den eigentlichen Ursprung von Stalders Mundartforschung sehen dürfen. Dass sich sein Dialektinteresse bei der Ausarbeitung vertiefte und dann immer weitere Kreise zog, dazu brauchte es gleichfalls keiner Hilfe von aussen. Wohl aber konnte ihn Felix Balthasar darin bestärken, und nicht nur durch die Ausleihe von Fachliteratur: dieser Mann hatte sich ja eben deshalb lexikalische Hilfsmittel angeschafft, weil er bei seiner historischen Lokalforschung selber auf linguistische Probleme gestossen war und somit den Wert der Dialektforschung mindestens als Hilfswissenschaft einzuschätzen vermochte. Wie früher dem Basler Professor Spreng[5], so teilte er nun auch Stalder merkwürdige Ausdrücke in älteren Luzerner Urkunden mit[6].

---

[1] Vorbericht zum Idiotikon 1 (1806) 9. Proben aus Sprengs 'Idioticon Rauracum' publizierte Ad. Socin in Birlingers Alemannia 15 (1887) 185–229.

[2] Geschichte der germanischen Philologie², Strassburg 1897, 86.

[3] In verschiedenen Zeitschriften erschienen; die genauen Nachweise bei Mentz [oben S. 196 Anm. 2] Nrn. 337–340. Stalder zitiert übrigens nicht diese Werke, sondern Fuldas «Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter», Halle 1776 (Idiotikon 1, 11); doch berührt sich Stalders 'Vorbericht' gelegentlich mit der Vorrede in Fuldas 'Versuch'.

[4] Vgl. Stalder an F. Balthasar, 4. September 1796 (Gedenkschrift Stalder 105).

[5] Vgl. Ad. Socin im Basler Jahrbuch 1893, 245.

[6] z.B. im Brief vom 29. Oktober 1797 dankt Stalder «für dero so wache Aufmerksamkeit ... O hätte ich nur noch mehr derley Wörter – besonders wenn man ihren Sinn entziffern könnte!» ZB Luzern, Mscr. M 252/4°, fol. 61.

Bei alledem ist in Stalder ein persönliches Verhältnis zum Dialekt als solchem merkwürdig spät aufgewacht. Die Auffassung von der Mundart als einer durch den Pöbel verderbten Hochsprache, die das 18. Jahrhundert beherrschte und noch bei Jacob Grimm nachwirkt, möchte man bei dem Stalder der 'Fragmente über Entlebuch' überwunden glauben. Im ersten Band von 1797 überrascht er uns auf Seite 38 mit dem Bekenntnis: «Mag auch die Entlebucher-Aussprache, wie jede andere Schweizer-Aussprache, von unrichtigen Zusammenfügungen der Worte, von Provinzialismen u.s.f. strotzen, so werden dennoch die rauhen und unverständlichen Worte von der Entlebucherschen Kehle geläufiger, sanfter und leichter gesprochen, als von andern Einwohnern des Luzerner Gebiets, und vielleicht auch von den näher an Deutschland gränzenden Schweizern, bey denen mehr Sprachrichtigkeit seyn soll.» Hier haftete der Blick des Dialektologen also wie gebannt auf der neuhochdeutschen Schriftsprache, einem Kunstprodukt, haftete ausgerechnet auf den Schulmeistereien Gottscheds, *des* Antipoden Bodmers, der am stärksten dazu beigetragen hatte, dass die deutschen Grammatiker die Sprachrichtigkeit in der Sprachregelmässigkeit suchten und diese hinwiederum als den höchsten Wertmesser eines Idioms hinstellten; so hatte Gottsched selber etwa die schwachflektierten Verben im Deutschen 'richtige' und die ablautenden 'unrichtige' genannt[1]. Mit solchen Grammatiken räumte dann Jacob Grimm seit 1819 auf, indem er nicht mehr aus irgendeiner Ästhetik abgeleitete Regeln diktierte, sondern das organische Leben einer Sprache von ihren ältesten Urkunden bis heute darzustellen unternahm. Wenn aber selbst Grimm dieses organische Leben noch in der Schriftsprache suchte, so waren daran eigentlich die Dialektologen schuld, weil bisher keiner überzeugend dargetan hatte, dass in den Mundarten sich das Leben der Sprache direkter, ursprünglicher, lebendiger offenbare als in den Zeugnissen der Schrift. Jene Bodmersche Ansicht, das Schweizerdeutsche habe weitgehend die Sprache des hohen Mittelalters bewahrt, war inzwischen auch durch Johannes Müller[2], in vagerer Formulierung schon

---

[1] Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst (1748). [2]Leipzig 1749, 274.

[2] «Hauptsächlich ist unter dem schweizerischen Volk, zumal ... am Fuss der hohen Alpen ... die Sprache der Nibelungen, sowohl in den Wörtern als der Aussprache, noch lebendig» (Göttingsche gelehrte Anzeigen 1783, 355 = Sämmtliche Werke[2] 26 [1834] 39).

von Herder und Fulda vertreten worden[1]. Wir können hier nicht im einzelnen verfolgen, wie dieser Gedanke in Stalder, besonders durch die Zusammenarbeit mit sprachkundigen Freunden, an Boden gewann und damit auch seine Auffassung von der Mundart gründlich modulierte; ein tragisches Geschick fügte es, dass sein letztes Buch, welches die Mundart nun wirklich aus ältern Sprachstufen organisch herzuleiten suchte, ein halbes Jahr nach dem ersten Band von Grimms 'Deutscher Grammatik' (1819) erschien und sich im Schatten dieses Meisterwerkes nicht mehr Geltung verschaffen konnte.

1797 also hatte er ausser den 'Sprachunrichtigkeiten' noch die vielen 'Provinzialismen' der Entlebucher Mundart beklagt. Was in aller Welt wollte er denn eigentlich in seinem 'Idiotikon' – er brauchte diesen Ausdruck seit 1796[2] – zur Darstellung bringen, wenn nicht Provinzialismen, Idiotismen! Begann er sein bekanntestes Werk in der Absicht, die minderwertigen, nur-entlebuchischen oder nur-schweizerischen Sprachelemente zusammenzustellen und ihren fernern Gebrauch zu diskreditieren? Mit dieser Einstellung, anstössige Wörter zu sammeln und ihnen 'reine Verdeutschungen' beizugeben, hatte 1743 wirklich der erwähnte Basler Professor Spreng ein Helvetisches Wörterbuch ins Auge gefasst[3]. Stalders Äusserung in den 'Fragmenten' beleuchtet jedenfalls das gelehrte Unbehagen gegenüber der Mundart noch zu Ende des aufgeklärten Jahrhunderts, obgleich zu dessen Beginn kein Geringerer als Leibniz die Meinung vertreten hatte, es stehe der Schriftsprache wohl an, sich aus dem Quell der Dialekte zu erfrischen[4]. Einer der gebildetsten Männer der Helvetik, der Arzt und Staatsmann Albrecht Rengger, dem Stalder um 1800 wenn nicht freundschaftlich, so doch geistig sehr nahe stand, forderte noch im Jahre 1830 die aus dem

---

[1] Fragmente 1, 6 (1767) = Herders Werke, ed. Suphan, 1 (1877) 164; Fulda, Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, Halle 1776, 5. Auf diese beiden Autoren beruft sich Stalder im Idiotikon 1, 11; Müllers Ausspruch in den Göttinger gelehrten Anzeigen hatte er also wohl nicht gesehen.

[2] Brief an Felix Balthasar vom 4. September 1796 (Gedenkschrift Stalder 105). Stalder hat den Titel seines Wörterbuchs selber so gedeutet, dass das Idiotikon nur Wörter enthalte, die nicht zugleich in der Schriftsprache in gleicher oder doch ähnlicher Bedeutung vorhanden seien (vgl. Vorbericht zum 1. Band, 12).

[3] Darüber Walter Henzen, Schriftsprache und Mundarten[2], Bern 1954, 129.

[4] 'Unvorgreiffliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache' (entstanden 1697, veröffentlicht 1717). Vgl. darüber Sigrid v. d. Schulenburg in den Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1937, Phil-hist. Klasse Nr. 2, bes. 4ff. und 19ff.

Ausland heimkehrenden Studenten auf, nicht von der dort erklommenen Stufe gesellschaftlicher Kultur wieder herabzusteigen und in der Schweiz mit den Stammelnden fortzustottern, sondern sich «dieser Knechtschaft zu entziehen», denn «eine rohe Sprache» sei «ein mächtiges Hindernis der Geistescultur»[1].

Rengger weist in diesem Aufsatz auch auf Stalder hin, nennt das Studium der Mundarten «unstreitig eine verdienstliche Arbeit» und jeden «Beytrag dieser Art ... willkommen». Nicht nur das: gleichsam zum Beweis, wie ehrlich die Rede von den nützlichen Dialektstudien gemeint sei, gibt Rengger selber einen kleinen Beitrag, indem er das Kapitel «Von den Verkleinerungs- und Zärtlichkeitsformen» in Stalders 'Dialektologie'[2] durch eine eigene und vorzügliche Beobachtung ergänzt. Sogar seiner Kritik an einer Grundtendenz des späten Stalder – welcher nun die neuhochdeutsche Schriftsprache verunglimpfte unter entsprechender Heraushebung der 'altertümlichern' und darum ehrwürdigeren Formen des Schweizerdeutschen[3] –, dieser Kritik müssen wir beipflichten. Stalder war jetzt wirklich in das andere Extrem gefallen, während Rengger das Welschland lobte, wo sich ein reines Französisch zum Glück rasch ausbreite.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo die zwei Männer über die Mundart nicht so unähnlich dachten. Die Entfaltung ihrer Kräfte in den besten Mannesjahren hatte sich ja bei beiden von dem einen grossen Erlebnis der Französischen Revolution genährt, und dort in Frankreich hatte der Konvent den Gebrauch der Patois als «derniers anneaux de la chaîne que la tyrannie vous avait imposée» verdammt, nachdem Bertrand Barère de Vienzac am 27. Januar 1794 versichert hatte, die Dialekte hätten das Eindringen der Revolution in verschiedenen Departementen verhindert[4]. Vorgearbeitet hatte diesem Entschluss der Curé d'Embermesnil, Henri Grégoire[5], der 1790 in alle Gegenden Frankreichs ein Zirkular verschickte mit der Bitte, einige Fragen über «patois et mœurs des gens de la campagne» zu beantworten und ihm in den jeweiligen Dialekten abgefasste Schriften zu verschaffen; das Unternehmen habe «un but d'utilité publi-

---

[1] 'Von den Mundarten der deutschen Schweiz, als einem Hindernisse der Cultur'. Kleine Schriften [oben S. 190 Anm. 2] 142–149.

[2] Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, Aarau 1819, 251ff.

[3] Vgl. ebenda 12, 25, 87, 93 und passim.

[4] Vgl. Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française depuis les origines à 1900, IX 1 (Paris 1927) 181, 215f. S. Pop [oben S. 196Anm. 2] 6f.

[5] Über ihn vgl. Jean Tild, L'abbé Grégoire, Paris 1946.

que». Die 43 Fragen der Enquête Grégoires beschlugen linguistisch und volkskundlich so wertvolle Dinge wie die Terminologie des Ackerbaus; daneben interessierten ihn mundartliche Abstraktbildungen, obszöne Ausdrücke, Flüche, die Phonetik der Endungen sowie die Kenntnis und Verbreitung der Schriftsprache[1]. Er wünschte diese Unterlagen, um sich ein Bild zu machen über die Möglichkeiten, die Dialekte auszurotten. Von den eingelaufenen Antworten war naturgemäss nur ein Teil brauchbar; einzelne Gewährsmänner aber scheinen die Absicht Grégoires sehr gut verstanden zu haben. Ein anonymer Korrespondent aus dem Languedoc erklärte offen, die Ausmerzung des Patois sei unmöglich, man müsste denn vorher schon die Sonne, die Nahrung und den ganzen dortigen Menschen zertrümmern[2]. Der Ex-Kapuziner François Chabot anderseits wetterte mit einer Schärfe über die Patois, Coutumes und alles, was ihm als 'filles de la Féodalité' erschien, dass Grégoire dessen Antwort seiner eigenen Philippica gegen die Dialekte im Konvent zugrundelegen konnte[3]. Mit dem Fortschritt der Ideen schreite auch die Sprache fort, rief er aus, und die Sprache sei immer «la mesure du génie du peuple». Ohne Einheitssprache kein Durchdringen der Revolution, denn Übersetzungen könnten leicht den Sinn der neuen Gesetze verdrehen und daher Anlass zu Verbrechen sein.

Eine Materialsammlung zum Zwecke des Zerstörens! – Der fanatische Abbé Grégoire wusste wohl nicht, dass er hier eine Tradition fortführte, die weit ins verhasste Ancien Régime zurückging. Wie der Staat umfassend, kontrollierbar, regiert werden könne, war ja ein Kernproblem des Absolutismus gewesen und hatte die Staatsphilosophen längst beschäftigt[4]. In den Rivalitätskämpfen zwischen dem Adel und den reichgewordenen Stadtbürger- und Kaufmannschaften war auch die Problematik um die jeweilige Legalität des

---

[1] Der Fragebogen ist abgedruckt bei A. Gazier, Lettres à Grégoire sur les patois de France 1790–1794. Paris 1880, 8–10; anschliessend die eingetroffenen Antworten. Vgl. dazu Brunot IX 1, 196ff.; Pop 7.

[2] Gazier 79ff.

[3] Grégoires «Rapport sur la nécessité de détruire les patois» ist datiert vom 9 prairial II (28. Mai 1794), vorgetragen hat er ihn am 6. Juni 1794 (bei Gazier 292 bis 296). Vgl. Pop a.O. 8.

[4] Aus der reichen Literatur darüber vgl. besonders: Rob. Holtzmann, Französische Verfassungsgeschichte, München und Berlin 1910; Percy E. Schramm, Das Königtum in Frankreich, Weimar 1937; E. Chénon, Histoire générale du droit français 2, Paris 1929; P. Koschaker, Europa und das Römische Recht, München 1947; Josef Bohatec, Calvins Lehre von Staat und Kirche, Breslau 1937; Henri Sée, Les idées politiques au 17e siècle, Paris 1923.

Traditionellen gegenüber der 'notwendigen' Reform stets aufs neue erlebt worden. Schon die mittelalterliche Entwicklung vom fürstlichen Patrimonialstaat zur grossen Nationalmonarchie, wie sie Frankreich durchmachte, hatte die Regierung vor Aufgaben gestellt, die mit patriarchalisch-landesväterlicher Fürsorge nicht mehr zu bewältigen waren; die Idee der absoluten Gerechtigkeit aber, die allein imstande schien, einen dem Herrscher unüberschaubar gewordenen Organismus in Gang zu halten, öffnete sogleich den Abgrund zwischen der Äqualitas und dem vom König verliehenen Privileg, ohne das keine Monarchie bestehen kann. Aus der Polarität zwischen Gewohnheitsrechten, ständisch abgestuften Prärogativen und den Erfordernissen einer grossräumigen Zentralverwaltung sind im absolutistischen Staat Wege der Innenpolitik ausprobiert worden, deren Einfluss auf die Entstehung volkskundlicher Sehweisen Mohammed Rassem als erster erkannt und dargestellt hat[1]. Wenn der absolutistische Staat daran ging, mehr und mehr bislang autonome Domänen seiner Befehlsgewalt zu unterstellen, so nahm er damit auch die Last auf sich, seine Vorsorge auf immer ausgedehntere und detailliertere Bereiche zu erstrecken. Das verlangte Kenntnisse, die der alte Staat nicht zu haben brauchte. 1697 wurden in Frankreich königliche Kommissäre in die Provinzen entsandt mit dem Auftrag, umfassende und genaue Erhebungen über die dortigen Verhältnisse anzustellen; der gelehrte Graf Boulainvilliers fasste die Berichte dann nach statistischer Durcharbeitung in einem «Etat de France» zusammen[2]. Bei diesem Unternehmen, an sich durchaus nicht ohne Vorläufer, erwies sich für den 'Etat' die Methode der systematischen 'Enquête' und deren Durchleuchtung mit Hilfe der 'Statistik' als ein Mittel, das den Theoretikern für eine zentralistische und gerechte Regierung bald unerlässlich schien. «Le seul moyen d'établir un juste Gouvernement, de faire prospérer les Rois et les peuples, est la connaissance du détail des Empires», schrieb Boulainvilliers im 'Etat de France'[3]. Ähnliche statistische Interessen erfassten damals eine ganze Reihe

---

[1] Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus. Diss. Basel 1951. Diese eindringliche Untersuchung ist bisher zu wenig beachtet worden; unsere Darstellung verdankt ihr die Interpretation der Enquêten Boulainvilliers und Vaubans.

[2] Entstanden zwischen 1710 und 1712, gedruckt zu Paris 1728 in folio, dann wieder 1737 in 6 und 1752 in 8 Bändchen. Über dieses Unternehmen vgl. Gottfried Koch, Beiträge zur Geschichte der Politischen Ideen 1 (Absolutismus und Parlamentarismus), Berlin 1892, 157ff.; R. Simon, Henry de Boulainviller 1658–1722, (Thèse) Lille 1940; Rassem a.O. 14ff.

[3] Zit. bei Rassem 18.

von Gelehrten; unter ihnen stellt der charakterlich ebenso wie militärisch hervorragende französische Festungsbauingenieur Vauban ein Beispiel dar, an dem man einige unsern Zusammenhang berührende Fragen studieren kann[1].

Dieser Sohn eines armen Adeligen bürgerlicher Herkunft zeigte nicht nur in seinen Soldatenleben schonenden Fortifikationen Mitleid mit den Unprivilegierten: er war dafür bekannt, dass er, als Maréchal de France, die Bauern persönlich nach ihren Verhältnissen und Gewohnheiten fragte. Ihn trieb dabei eine Idee, für die er seine Musse opferte, die Idee der gerechten Steuer, der sich ausser dem König niemand, auch er selber nicht, sollte entziehen können. Auf unermüdlichen Reisen durch ganz Frankreich – toujours en route au service du Roi, sagte er von sich selber – und mit Hilfe von Gewährsmännern verschaffte er sich auf noch persönlich-unbürokratischem Wege eine Kenntnis des Landes, die Fontenelles Akademienachruf neben den militärischen Verdiensten am meisten zu loben fand[2]. Der gerechte Schlüssel für die Besteuerung verlangte das Studium Tausender von Individualverhältnissen, die zudem ständig im Fluss waren, was den 'ungerechten' Staat nicht zu kümmern brauchte, solange die Abgabe einfach an die hergebrachte Einschätzung des Objekts gebunden war. Seine Idee führte ihn folgerichtig dazu, eine einheitliche Mass- und Gewichtsordnung sowie die Beseitigung aller Sonderrechte der Provinzen, der Coutumes, zugunsten eines allgemeinen bürgerlichen Rechts zu fordern[3]; jedes Privileg, z.B. die mildere Besteuerung der Kaufleute, sollte nur im Interesse des 'bien public', Adelsbriefe nur an die 'gens de bien', die dem König ohne Seitenblick auf Belohnung dienen, verliehen werden. Vauban erkannte wohl, was solche Pläne für den état actuel bedeuteten, was etwa die unbegrenzte Freiheit von Finanzbeamten, Fragen zu stellen und alles und jedes zu notieren, für ungeheuerliche Eingriffe in bisher behütete Sphären bringen musste; im Dienste seiner selbstlosen Leitidee schien ihm

---

[1] Biographisch grundlegend ist immer noch die unter Verwertung der Korrespondenz und des Nachlasses geschriebene 'Histoire de Vauban' von Georges Michel, Paris 1879; sie ist nur in den kriegsgeschichtlichen Partien überholt durch Pierre Lazard, Vauban 1633–1707, Paris 1934. Über die ökonomisch-statistischen Bemühungen vgl. Friedrich Lohmann, Vauban und seine Stellung in der Geschichte der Nationalökonomie (Schmollers Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen 13/IV), Leipzig 1895; vgl. jetzt Rassem a.O. 22ff.

[2] Eloges des Académiciens de l'Académie Royale des Sciences par Mr. de Fontenelle, Secrétaire Perpetuel, 1 (A la Haye 1731) 108–123.

[3] Projet d'une Capitation, in: Oisivetés de M. Vauban, Edition Corréard, Paris 1842f., 1, 176.

die Zerstörung der Tradition, d.h. der Welt, in der er lebte, doch verantwortbar. Auch wenn es für den Einzelnen schmerzlich war, so durfte das Bestehende nicht, bloss weil es schon bestand, die Verwirklichung der Gerechtigkeit hemmen. Kurz vor seinem Tod (1707) hat er sein «Projet d'une dixme royale», das u.a. Abschaffung der Binnenzölle und der Zehnten forderte, heimlich drucken lassen[1]. Das Buch der Öffentlichkeit zu übergeben, wagte er dann doch nicht.

Die 'passion de tout connaître' dieser Statistiker[2], die «φιλομάθεια sive ardor sciendi civilia ejusmodi omnia», wie es Hermann Conrings statistische Methodenlehre gleichzeitig in Deutschland forderte[3], hat in ihren Enquêten für die spätere Volkskunde ein unschätzbares Material über altes Brauchtum überliefert, die Traditionen selber aber dabei oft zerstört oder dieses Geschäft doch so weit vorbereitet, dass die Revolution nur noch auszuführen brauchte, was methodisch längst ersonnen war. Auch der Abbé Grégoire liess es sich angelegen sein, durch einen Fragebogen genaue Unterlagen einzuholen (und diese sogar aufzubewahren), ehe er den Konvent aufforderte, gegen die französischen Dialekte im Namen des Fortschritts vorzugehn.

Der entsprechende Beschluss der Revolutionäre hat, ohne dass er sein Ziel wirklich erreichte, den Dialektschwund erheblich vorangetrieben und durch die obligatorische Einführung des französischsprachlichen Unterrichts auch die keltisch-, flämisch- und baskischsprechenden Gebiete hart bedrängt[4]. Die Gegenbewegung, die das schroffe Vorgehen des Konvents auslösen musste, nährte sich nicht bloss aus der Einsicht, wie viel vor der völligen Ausnivellierung für die Wissenschaft noch gerettet werden müsse: die Revo-

---

[1] o.O. 1707. Das Kapitel VIII behandelt «Oppositions et objections qui pourront être faites contre ce Système» (198ff.) und zeigt, dass er nicht an der Güte seines Planes, aber an der nötigen Zahl der 'gens de bien' zweifelte, die sein System bejahen würden: er weiss, dass er alle bisher Privilegierten gegen sich haben wird, besonders die Steuerpächter, «ces Sang-suës d'Etat» (237).

[2] Vgl. Henri Bremond, Histoire littéraire du sentiment religieux en France, 1 (Paris 1924) 255ff.

[3] 'De notitia singularis reipublicae'. Opera, ed. Joh. Wilh. Goebel, 4 (Braunschweig 1730) 42. Conrings 'notitia singularis' scheint mir genau der 'connaissance du détail' Boulainvilliers zu entsprechen. Das 6. Kap. dieser Conringschen Schrift, aus dem unser Zitat stammt, handelt speziell über die statistisch-vergleichende Methode ('De modo comparandi sibi reipublicam notitiam'); der Begründer der Helmstedter Ökonomenschule will hiemit die von Aristoteles an den Staatsmann gestellte Forderung der ἀγχίνοια, die er als 'ingenii scilicet indoles nativa subito penetrandi' (etwa: mit durchdringendem Blick ausgestattete Veranlagung) interpretiert, zeitgemäss ergänzen.

[4] Gazier a.O. [oben S. 204 Anm. 1] 294; Brunot [oben S. 203 Anm. 4] IX 1, 183f.

lution selber gab einen Gegenimpuls, weil ja auch die stürmischste Bewegung die Geschichte um Ahnherren anzurufen pflegt und das Recht des Neuen aus der Vergangenheit geheiligt zu sehen wünscht (*Re*-volution![1]). Die Vaterlandsliebe, die jetzt auf einmal befohlen war, brauchte Helden und fand sie zunächst im republikanischen Rom – einem Vorzugsgefilde der Aufklärung. Als aber nach wenigen Jahren abermals ein Caesar die Republik beerbte, dessen Empire schon deshalb auf den Patriotismus der Bürger nicht verzichten konnte, weil sich die weltbürgerlichen Ideale inzwischen abgenutzt hatten und das Volk vom Räsonnieren über seine Rechte weggelenkt sein musste, da suchte der gelehrte Eifer wieder Halt auf dem Boden der Nation, in der Urgeschichte Frankreichs, welche die stimmungsvollsten Parallelen zu der neuen Vormachtstellung herzugeben versprach. Ein Forschungsgebiet, das bisher ein Steckenpferd meist absonderlicher Gelehrter gewesen war und welches schon das 18. Jahrhundert mit dem Namen 'Keltomanie' belegte, bekam nun die Weihe einer Nationalwissenschaft. Im Juni 1804 tauchte der Gedanke auf, für sie eine Zentralstelle zu schaffen, und am 30. März 1805 trat unter den Auspizien der Kaiserin Josephine in Paris eine ausgesuchte Gesellschaft von 73 Gelehrten zur feierlichen Eröffnungssitzung der '*Académie Celtique*' zusammen[2]. Der Huldigungsbrief an die hohe Protektorin betonte, der Wunsch «de retourner et de réunir les titres de gloire légués à leurs descendans par les Celtes, les Gaulois et les Francs» habe die Gründung inauguriert. «Un sentiment tout-à-la-fois aussi noble et aussi naturel a dû se manifester à une époque où les Français se montraient si dignes de leurs ancêtres. C'est lorsque NAPOLÉON les conduit depuis dix ans de victoires en victoires, qu'ils devaient être plus jaloux de prouver que l'amour de la gloire a toujours formé le trait principal de leur caractère»[3].

Wenn dergestalt die Ziele der neuen Akademie an betont nationalistische Gefühle appellierten, so war die Sprache und Kultur der Kelten ein Forschungsfeld, das diesen französischen Gelehrten

[1] Huizinga machte zu den nicht erst von der spätern Forschung, sondern schon von den jeweiligen Zeitgenossen geprägten Begriffen Renaissance, Reformation, Revolution, Restauration, Risorgimento die hübsche Bemerkung: «Wenn die Menschheit die Zukunft meint, ruft sie meistens 'Zurück'.» (Naturbild und Geschichtsbild im 18. Jahrhundert, deutsch von Werner Kaegi, in: Parerga, Basel 1945, 149.)

[2] Vgl. die 'Mémoires de l'Académie celtique ou Recherches sur les Antiquités Celtiques, Gauloises et Françaises ... dédiés à Sa Majesté l'Impératrice et Reine', 6 Bände, Paris 1807–1812. Vgl. dazu Henri Gaidoz [unten S. 221 Anm. 3]; jetzt auch Rassem [oben S. 205 Anm. 1] 88ff.

[3] Mémoires 1, Epitre dédicatrice à Sa Majesté l'Impératrice.

doch wie kaum ein anderer Gegenstand erlaubte, die Internationalität der mission française fortzupflegen. Im deutschen Humanismus hatte das frühe Bekanntwerden der Germania des Tacitus[1] zwar eine durch die Reformation dann vollends akzentuierte antiromanische Strömung entfacht, die sich auf die altgermanische Freiheit berief und auch in der politischen Literatur des absolutistischen Frankreich bis auf Montesquieu ihre Spuren hinterliess. In der 1573 zu Genf gedruckten 'Francogallia' fand aber der französische Calvinist François Hotman freiheitliche Institutionen[2] schon bei den (keltischen) Galliern verwirklicht; später seien es allerdings die über den Rhein vordringenden (germanischen) Franken gewesen, die der Fremdherrschaft der Römer ein Ende gesetzt und dem eigentlichen französischen Staat ein antidespotisches Ziel gesetzt hätten[3]. Hotmans politischer Gegner Jean Bodin, der bekannte Theoretiker des Absolutismus, hatte indessen schon 1566 in seiner 'Methodus ad facilem historiarum cognitionem' (p. 416ff.) die deutschen Tacitus-Interpreten angegriffen und einer andern Völkertheorie die Bahn gebrochen: die Nachfahren der Griechen, nämlich die in den Galliern verkörperten Kelten, seien durch ihr frühes Ausgreifen auf rechtsrheinische Gebiete[4] die Stammväter der dortigen Germanen geworden. Die Germanen ein keltischer Stamm! – aus einzelnen antiken Autoren (und worauf hätte man sich vor der Ortsnamen- und der Bodenforschung sonst stützen wollen?) wie Aristeides, Cassius Dio und Libanios liess sich dergleichen tatsächlich belegen[5]. Bodin war nicht der erste, der auf die sehr zahlreichen Stellen im klassischen Schrifttum, wo von Kelten – oft unter dem Namen

---

[1] Editio princeps durch den deutschen Buchdrucker Vindelinus de Spira zu Venedig 1470; 1473 zwei Ausgaben zu Nürnberg, dann folgen sich die Neudrucke immer häufiger (zusammengestellt bei H. F. Massmann, Germania, Quedlinburg und Leipzig 1847). Vgl. auch Paul Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus, Neue Jahrbücher für das klass. Altertum 27 (1911) 697–717.

[2] Vor allem im 'Rat der Optimaten' (1f., 8). – Hotman war freilich deutscher Herkunft: sein Grossvater Uthmann stammte aus Schlesien (Gottlob von Polenz, Geschichte des französischen Calvinismus 3 (Gotha 1860) 188.

[3] «non a Gallis, sed a Popularibus suis Germanis eam Reipublicae formam Francos nostros sumpsisse» (77).

[4] Er stützte sich hier auf das umstrittene Kap. 24 im 6. Buch von Cæsars Bellum Gallicum («Ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent, ultro bella inferrent, propter hominum multitudinem agrique inopiam trans Rhenum colonias mitterent...»).

[5] Die diffusen Äusserungen griechischer und römischer Schriftsteller über Kelten und Germanen sind oft untersucht worden (erstmals kritisch-umfassend 1857 durch H. B. Chr. Brandes in Leipzig) und haben noch in jüngster Zeit zu der Kontroverse zwischen Sigmund Feist (Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung, Halle 1927) und Gustav Neckel (Germanen und Kelten, Heidelberg 1929) geführt.

'Skythen' – die Rede ist[1], aufmerksam wurde; seine Theorie wirkte so bestechend, dass zahlreiche deutsche Gelehrte von Johannes Schilter (1632–1705) und Joh. Georg Wachter (1673–1757) bis auf den verdienten Germanisten Adolf Holtzmann (1802–1870) sie übernahmen, der 1580 in Danzig geborene Leidener Geograph Philipp Clüver ihr aber nicht anders zu begegnen wusste, als dass er, in gewisser Art die spätere Indogermanenlehre vorwegnehmend, die Kelten aus Asien eingewandert sein liess und sie zum Muttervolk noch weiterer europäischer Nationen beförderte[2]. Eigenartig stark setzte sich Bodins Lehre von der keltischen Abstammung der Germanen in Skandinavien fest, wo der aus Genf gebürtige Historiker Paul-Henri Mallet sie so ausbaute, dass er unter den Nordländern den Germanenbegriff verdrängte[3], was Jacob Grimm veranlasste, seinem bedeutendsten Werk den Titel 'Deutsche [statt zutreffend: Germanische] Grammatik' zu geben, weil er den Nordgermanen, deren Sprachen er ebenfalls behandelte, «die Theilnahme an diesem seit der Römerzeit ehrenvollen Namen» nicht aufdrängen wolle[4].

So glaubten die Initianten der Académie Celtique mit gesamteuropäischen Sympathien für ihre Gründung rechnen zu dürfen. Unter den 143 nichtresidierenden Mitgliedern, die sie bei der Eröffnung ernannten, befanden sich Männer von Moskau bis Edinburg, darunter der russische Historiker Karamsin, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Christian Gottlob Heyne in Göttingen, Grimr Thorkelin in Kopenhagen; die beiden Genfer Mallet und Marc-Auguste Pictet zählten sie zu den 'Membres nationaux'. Als korrespondierende Mitglieder wurden u.a. Philipp Albert Stapfer und «Bridel, ministre à Montreck [!], près Vevai en Suisse» gewählt[5].

---

[1] Einzeln behandelt bei H. D'Arbois de Jubainville, Cours de Littérature celtique, tome 12, Paris 1902.

[2] Germaniae antiquae Libri tres, Ludguni Batavorum 1616, 1, 29ff. – Bodins und Clüvers Einfluss auf die Forschung der Schweiz kann jetzt bequem verfolgt werden bei Marc Sieber, Das Nachleben der Alemannen in der schweizerischen Geschichtsschreibung (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 46, Basel 1953) 27ff. Das Buch gibt auch wertvolle Beiträge zu der wenig erforschten Geschichte der Keltomanie.

[3] Vgl. oben S. 137 Anm. 1.

[4] Deutsche Grammatik I[1], Göttingen 1819, XXXVIII Anm.

[5] Mémoires 1, unpaginierter Eröffnungsteil. – Bridel war seit Frühjahr 1805 Pfarrer in Montreux. Pictet (1752–1815) hatte Mallet für die Mitgliedschaft vorgeschlagen, vgl. sein Dankschreiben an Johanneau in den Mémoires 4 (1809) 477–480. Er war Philosophieprofessor an der Genfer Akademie und Bruder des bekannten Politikers Charles Pictet de Rochemont, dessen Sohn Adolphe (1799–1875) einer der Begründer der Indogermanistik und Keltologie geworden ist.

Wer die sechs umfänglichen Bände der 'Mémoires de l'Académie Celtique' durchgeht, wird sich nicht wundern, hier die seltsamsten Blüten der Keltomanie anzutreffen. Druidischen Ursprungs seien, von Zarathustra, Orpheus und Pythagoras angefangen, so gut wie alle höheren Götterlehren, erklärte gleich einer der Eröffnungsredner[1], und für die mittlerweile im europäischen Urteil bedenklich angeschlagene Authentizität der Ossianischen Gesänge setzte sich der tatkräftigste Kopf der Akademie, ihr ständiger Sekretär Eloi Johanneau, energisch ein, indem er versicherte, an der Echtheit dieses «Homère des Calédoniens» sei ein Zweifel so wenig erlaubt wie an Ilias, Bibel und Edda; bedauerlich sei höchstens, dass Macpherson nicht besser Gälisch gekonnt habe[2]. Die besonders durch Simon Pelloutiers «Histoire des Celtes, et particulièrement des Gaulois et des Germains»[3] verbreitete Theorie Clüvers vom keltischen Ursprung der meisten europäischen Völker verpflichtete die Akademie, ihr Augenmerk auf die verschiedenartigsten historischen Zeugnisse zu lenken, nicht nur auf gallische und germanische. Die etymologischen Spekulationen der «Mémoires sur la langue celtique» Jean-Baptiste Bullets[4] weitertreibend, hatte Poinsinet de Sivry 1769 gar 'nachgewiesen' que «les Hébreux sont des Celtes» und dass Hebräisch und Keltisch «un rapport merveilleux» aufwiesen; auch 'Eden' sei ein keltisches Wort, aus dem die Römer ihr «edo = je produis» bezogen hätten[5]. Jacques le Brigant, der selber aus der keltischen Bretagne stammte, war noch einen Schritt weiter gegangen: nach einer 'Vergleichung' seines heimatlichen Dialekts mit allen ihm bekanntgewordenen Idiomen zwischen Indien und Tahiti war er zu dem Ergebnis gelangt, die babylonische Sprachverwirrung habe sämtliche Sprachen einschliesslich des Hebräischen verderbt – mit Ausnahme einer einzigen, und diese, «mère de toutes les autres», bestehe noch immer «telle qu'elle fut dans son

[1] Mémoires 1, 19: Discours préliminaire par J. Lavallée.

[2] Ebenda 1, 52ff. Über die Vorgeschichte dazu vgl. P. von Tieghem, Ossian en France, Paris 1917; derselbe, Le Préromantisme 1 (Paris 1824) 256ff.

[3] La Haye 1740. Nouvelle édition, revue et augmentée, 2 vol., 1771.

[4] Bullet war Theologieprofessor in Besançon. Hier erschien das genannte Werk, dessen 1. Bd. (1754) eine keltische Sprachgeschichte, der 2. (1759) Etymologien oder was er darunter verstand, der 3. (1770) ein keltisches Wörterbuch enthielt. Auf diesem Werk fussen, soweit ich sehe, fast alle keltologischen Sprachtheorien des spätern 18. Jahrhunderts, während die meisten der schon damals beliebten Bücher über Druiden und keltische Mythologie auf die 'Religion des Gaulois, tirée des plus pures sources de l'Antiquité' (2 vol., Paris 1727) des Mauriners Dom Jacques Martin zurückweisen.

[5] Origine des premières sociétés, des peuples, des arts, des sciences, et des idiomes anciens et modernes. Amsterdam et Paris 1769, 267, 318.

origine, pure, simple et parfaite»[1]. Damit schien der mittelalterliche Glaube an die im Alten Testament bewahrte Muttersprache der Menschheit zugunsten einer neuen Auffassung vom Uridiom überwunden; auch Stalder, obwohl gegenüber keltomanen Theorien viel zurückhaltender als etwa Bridel, liess es sich in seinem Idiotikon doch angelegen sein, zur Ehre seiner 'Provinzialismen' neben persischen, griechischen und hebräischen 'Entsprechungen' nach Möglichkeit auch «gallische» Anklänge ausfindig zu machen.

Der weltweit gespannte Aufgabenkreis hat die Académie Celtique bei allen theoretischen Abstrusitäten indessen nicht gehindert, zur Förderung ihrer Ziele eine ganz vorzügliche Methodik anzuwenden. Die Arbeitsweise der Ökonomen des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders der Finanzbeamten[2], wie sie uns bei Boulainvilliers und Vauban begegnete und die vereinzelt auch schon mit folkloristischen Interessen gehandhabt worden war[3], hat in der Académie Celtique erstmals eine systematische volkskundliche Zielsetzung erhalten. Mit einem erstaunlichen Weitblick wurde schon bei der Gründung festgelegt, dass neben das Studium der sprachlich-literarischen Überreste des alten Keltentums eine Berücksichtigung der Bodenfunde besonders aus Gräbern und eine Durchforschung der zeitgenössischen Geräte, Bräuche, Dialekte, Lieder und abergläubischen Vorstellungen des Volkes nach keltischen Überresten zu treten habe. Laut dem Protokoll der Sitzung vom 20. Mai 1805 konnte eine Sonderkommission, welcher Präsident Cambry, Sekretär Johanneau und Jacques-Antoine Dulaure angehörten, schon jetzt einen ausgearbeiteten Fragebogen vorlegen, dessen Redaktion in der Hauptsache das Werk Dulaures war[4]. Viel umfassender, als es dieser Kommission vorschwebte, kann man auch heute eine volkskundliche Landesaufnahme nicht durchführen. Diese Enquête fragte nicht einfach generell nach Volksliedern, Bräuchen und Gegenständen; sie wollte wissen, ob sich in den Weihnachtstagen noch «l'usage du jeudi des garçons et du jeudi des filles» beobachten lasse, ob die Fasnachtsmasken eher menschlichen oder tierischen Gestalten ähnelten, ob man am Johannistag auf den höchsten Gipfel

[1] Zit. bei Henri Tronchon, La fortune intellectuelle de Herder en France, Paris 1920, 68. Über le Brigant vgl. Biographie universelle, nouv. éd. 5, 529f.

[2] Aus der damaligen Bezeichnung der Finanzbehörden als 'Kammern' haben sich die Begriffe 'Kameralist' und 'Kameralwissenschaft' für Nationalökonomie entwickelt. Vgl. Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch[5] 1, 971.

[3] Über Friedrich Frieses volkskundliche Erhebungen mittels eines Fragebogens (um 1710) vgl. Haberlandt [oben S. 178 Anm. 4] 38f.

[4] Abgedruckt in den Mémoires 1, 75–98. Neudruck bei A. van Gennep, Manuel de Folklore français 3 (1937) 12ff.

der Umgebung steige und am Abend eine Puppe verbrenne und dies unter welchen Zeremonien und Ausrufen, ob bei Geburt, Hochzeit und Tod sich der Gebrauch von Amuletten, Fackeln oder sonstigen Attributen feststellen lasse und mit welchen Worten der Jüngling um die Braut anhalte. Ein ganzer Abschnitt von 22 Fragen wünschte Auskunft über «croyances et superstitions», so detailliert, dass der Korrespondent darauf achten sollte, ob bei einem bestimmten Aberglauben «de la jument blanche» oder aber «du cheval blanc» die Rede sei. Die Enquête erkundigte sich nach Spielen, Liedern[1], Tänzen, Musikinstrumenten, Sprichwörtern, Rätseln, Märchen, Gespenstern, nach an Quellen und Bäche anknüpfende Sagen, Wallfahrtsstätten, Fruchtbarkeitsriten, nach volkstümlichen Namen für die Milchstrasse und den Abendstern, nach glück- und unglückbringenden Wochentagen, den Vergnügungen an Märkten; ja sie fragte sogar nach typischen Ausdrücken einer eventuell anzutreffenden Gaunersprache[2]; selbst auf die Merkmale, an denen man bestimmte Berufsgruppen erkenne, und auf die Formen von Festgebäcken lenkte der Fragebogen die Aufmerksamkeit.

Dies alles sollte, wie gesagt, im Dienste der Keltologie stehen, einer Wissenschaft, über die man sich ausserhalb der Académie Celtique nur schwache Vorstellungen zu machen vermochte. Dulaure und Johanneau schickten das Questionnaire an die Departementspräfekten, die es von Gelehrten ihrer Gegend sollten beantworten lassen[3]. Der Ertrag, soweit er aus den Publikationen der Akademie ersichtlich ist, war über die Massen dürftig. Man besass wohl eine sehr tätige Zentralstelle, aber so gut wie keine sachkundigen Korrespondenten. Das Beste leisteten einzelne Mitglieder der Akademie selber; so las am 9. August 1806 der Bretone Jean-François Legonidec ein treffliches Exposé über Hochzeitsbräuche in der Bretagne[4]. Ebenfalls nicht auf den ganzen Fragebogen, sondern über

---

[1] Darüber liegt eine kurze Untersuchung vor von Marie-Jeanne Durry, L'Académie celtique et la chanson populaire, in Baldensperger und Hazards 'Revue de littérature comparée' 9 (1929) 62–73.

[2] «Y a-t-il un argo ou langage des gueux? Quelles en sont les expressions les plus remarquables?» (Mémoires 1, 84, Question 39).

[3] Mémoires 1, 74.

[4] In Anknüpfung an das kürzlich als Band 34 der Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde erschienene schöne Buch von Melchior Sooder über 'Bienen und Bienenhalten in der Schweiz' (Basel 1952) mag eine Stelle aus Legonidecs Vortrag interessieren: «S'il y a des abeilles dans la maison où l'on fait une noce, on ne manque pas d'habiller leurs ruches en rouge, ce qui se fait en posant sur chacune d'elles un morceau d'écarlate ou autre drap de même couleur, les Bretons se figurent que les

die «Mythologie des Alpes» gab Bridel Auskunft in einem langen Brief an Johanneau, der in einer Akademie-Sitzung verlesen wurde[1]. Es war im wesentlichen ein Auszug aus Bridels «Coup d'œil sur une contrée pastorale des Alpes (Pays d'En-Haut)», der 1798 sowohl in den Etrennes helvétiennes als in deutscher Übersetzung bei Füssli in Zürich erschienen war[2]. Die Anfrage aus der Académie Celtique bewirkte immerhin eine thematische Straffung jenes schillernden 'Coup d'œil', und so ist hier wohl die erste schweizerische Darstellung einer Alpenmythologie entstanden, die freilich offen genug das Stigma jener Manie aufweist, auf die man momentan in Paris so versessen war.

Begreiflich, dass Männer aus einem wirklich noch keltisch sprechenden Gebiet: die von der Revolution als Föderalisten verfolgten Bretonen, nun in der neuen Akademie besonders zu Ehren kamen. Ihr leidenschaftlichster Anwalt, der bereits erwähnte Jacques le Brigant, war allerdings ein halbes Jahr vor der Gründung gestorben, und als ihm Johanneau in den Mémoires ein Denkmal setzte[3], wagte er doch nicht zu verschweigen, dass der liebenswürdig-skurrile Mann mitunter bös über das Ziel hinaus geschossen habe, etwa mit der Behauptung «que le sanscrit n'était que du bas-breton», und so charakterisierte er ihn denn als – «célèbre celtomane»! Der eigentliche Held der Académie Celtique aber war der 1800 gefallene tapfere bretonische Grenadierhauptmann Théophile-Malo de la Tour d'Auvergne[4], der für den jüngsten Sohn le Brigants in den Krieg gezogen war, damit sein alter Lehrer wenigstens eines von 22 Kindern heimkehren sehe; seinen Namen führten die Präsenzlisten der Akademie zuoberst, dann erst kam mit Nummer 1 der Präsident, gefolgt von den übrigen Mitgliedern. Zu der 'Keltomanie' la Tour d'Auvergnes glaubte man stehen zu dürfen, denn dass er in seinen «Origines Gauloises» mehrere gallische Hymnen in

---

abeilles quitteraient leurs demeures, si on ne les faisait participer à la joie qui anime leurs maîtres. C'est dans les mêmes vues qu'on les met toutes en deuil, lorsqu'il meurt quelqu'un dans la maison.» Mémoires 2 (1808) 374.

[1] Bridels Brief an Johanneau ist gedruckt in den Mémoires 5 (1811) 189–207. Weitere Auskünfte des Waadtländers (datiert vom 20. November und 27. Dezember 1809 und vom 12. Januar 1810) ebenda 257ff., 275ff., 280ff.

[2] Kleine Fussreisen durch die Schweiz 2 (Zürich 1798) 191–290; Conservateur suisse 4 (1814) 170–284.

[3] Notice sur la Vie et les Ouvrages de J. le Brigant. Mémoires 5 (1812) 5–27.

[4] Seinen Namen trägt noch eine Strasse des Quartier du Montmartre, an die sich der Verf. um so leichter erinnert, als er dort als Student im 'Hôtel de la Tour d'Auvergne' eine so wohlfeile Unterkunft (für 420 ffr. in der Woche) wie nirgends mehr fand.

einem irischen Gedicht «nommé l'Edda ... monument runique»[1] wiedererkannt hatte, zweifelte in Paris niemand an. Ein dritter Bretone, der als Widerstandskämpfer gegen die Revolutionstruppen einst zum Tode verurteilte Jean-François Legonidec[2], war endlich wirkliches Gründungsmitglied der Académie Celtique; ihr widmete er seine Bretonische Grammatik von 1807, der er 1821 ein Bretonisch-Französisches Wörterbuch folgen liess[3].

Von dieser Seite kam nun auch eine Anregung zu dem, was die Akademie zur Förderung der Dialektstudien tat, wiederum in Anknüpfung an Methoden, die wohl längst erfunden, aber noch nie mit solcher Zielstrebigkeit gehandhabt worden waren. Wenn sich das Mittelalter noch bei seiner wahrscheinlich aus der Völkertafel der Genesis oder aus der Jüngerwahl Jesu geschöpften Annahme von 70 oder 72 Sprachen[4] beruhigt hatte, so rückte das Zeitalter der Entdeckungen die Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnis der stets wachsenden Zahl von Sprachen unter sich und besonders zu dem einen Uridiom nach vorn. Bekannt sind die Versuche, das Paternoster als intersprachlichen Vergleichstext zu verwenden; zwei Schweizer Stadtärzte, der Reformator Vadian und der Zürcher Universalgelehrte Conrad Gessner, beteiligten sich unter den ersten daran, bis das langgeübte Unternehmen zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit 506 Versionen in Joh. Christoph Adelungs «Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde» einen gewissen Abschluss fand[5]. Lösungen wichtiger Sprachprobleme hatten diese Sammlungen eigentlich nie gebracht, weshalb schon Leibniz statt dessen ein Universal-Glossarium anregte[6], das dann der aus Berlin gebürtige Petersburger Professor Peter Simon Pallas, obwohl Naturwissenschaftler, auf besondern Wunsch Katharinas II. in Angriff nahm. Die beiden Bände seiner «Linguarum totius orbis vocabularia

---

[1] Origines Gauloises ... ou Recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Celto-Bretons de l'Armorique etc., o.O. 1796, 15.

[2] Geboren 1775 in Conquet (Finistère), gestorben 1838 in Paris. Vgl. über ihn Biographie universelle, nouv. éd. 23, 626ff.

[3] Grammaire celto-bretonne, contenant les principes de l'orthographie, de la prononciation, de la construction des phrases ..., Paris 1807 ([2]1828); Dictionnaire celto-breton ou breton-français, Paris 1821 ([2]1850).

[4] Gen. 10, 1–32 (vgl. 1 Chron. 1 und Num. 11, 24), Luk. 10, 1. In der mittelhochdeutschen Literatur: seit der babylonischen Trennung *in zungin sibenzog* (Annolied 165), *zwuo und sibenzec sprâche* (Wolframs Willehalm 101, 22).

[5] 4 Bände, Berlin 1806–1817 (1, 646ff. eine Aufzählung der bisherigen Vaterunser-Sammlungen). Das Verfahren setzte erst nach 1500 ein, denn die zwei orientalischen Paternoster Joh. Schildbergers von 1427 waren eine Reisekuriosität. Auch nach Adelung erschienen noch öfter solche Sammlungen, besonders aus Missionsgebieten.

[6] Vgl. Theodor Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, München 1869, 246.

comparativa» (Petersburg 1787–1789), die 130 Wörter durch 200 asiatische und europäische Sprachen verfolgten – der Schlussband mit den Sprachen Afrikas und Amerikas blieb aus –, wurden in einer der ersten Sitzungen der Académie Celtique lebhaft diskutiert[1]. Interessanter als das Lob für Katharina, das ja in Frankreich seit Voltaire und Diderot zum guten Ton gehörte, war die Kritik an dem Pallasschen Werk. Sie entstammte letztlich wohl der Enttäuschung darüber, wie wenig jenes Unternehmen für das Keltische abwarf, traf aber doch zwei wirkliche Mängel: einmal die Verwendung des russischen Alphabets, das manche Laute gar nicht wiedergeben könne[2], sodann das linguistisch Unbefriedigende, dass Pallas lauter einzelne Substantive verglichen habe. Doch das Gegenprojekt des Hauptkritikers – er wollte 309 Ausdrücke, worunter flektierte Verbalformen und Adverbien, in die Sprachen der Welt übersetzen lassen – unterlag einem andern Plan, der nur den keltischen Sprachraum, diesen jedoch umfassend durchforschen wollte.

Das genuin keltische Gebiet sah man ja noch weit genug! Für eine vorläufige Beschränkung auf Frankreich sprachen indessen nicht nur praktische Gründe, sondern auch die Überzeugung, dass Sprache und Kultur der Römer die einstige Gallia nicht hermetisch überdeckt haben könnten. Hier lag der Kern wie der volkskundlichen, so nun auch der dialektologischen Interessen der Académie. Besonders in den Aussenprovinzen musste bestimmt echt Keltisches erhalten geblieben sein. Dieser Glaube liess Johanneau eine so überraschend moderne Formel finden, wie er sie in dem 'Prospectus' der Académie gebrauchte: «on éclaircira et on prouvera les mots par les choses, et les choses par les mots»[3]. Neben der Akademiedevise 'Gloriae majorum' hatte er zugleich, einen Vergilvers variierend, das Leitwort ausgegeben: «Sermonem patrium moresque

---

[1] Mémoires 1, 99–135 und 362–379. – Zur gleichen Zeit wie Pallas veröffentlichte der Bibliothekar der Vaticana P. Lorenzo Hervas y Panduro ein 150 Vergleichswörter enthaltendes 'Vocabolario poliglotto' und eine Paternoster-Sammlung in 300 Sprachen (beide Rom 1787), aus welch letzterer Adelungs Mithridates die meisten übernahm.

[2] Ein Diskussionsredner, der sich als Russlandkenner bekannte, verteidigte seinen Freund Pallas damit, dass keines der gebräuchlichen Alphabete imstande sei, alle Laute der Erde wiederzugeben, wie es ja auch kaum jemand erreiche, eine Fremdsprache akzentfrei zu beherrschen. Er habe die Erfahrung gemacht, dass die Reinheit der französischen Aussprache mit der geographischen Entfernung zunehme; «il est surprenant qu'un Tartare le parle avec moins d'accent étranger qu'un Bâlois» (a.O. 1, 368).

[3] Mémoires 1, 2.

requirit»[1]. Wort und Sache, Dialekt und Volksbrauch waren hier gewiss nicht um ihrer selbst willen gesucht; die bei den Statistikern des Absolutismus entlehnte Methode der systematischen Enquête konnte ja sogar das Gegenteil im Auge haben, bei dem echtesten Wissensdrang. Ein anderer Passus aus Johanneaus 'Prospectus' erklärt aufschlussreich: «on publiera des vocabulaires étimologiques de toutes les langues d'Europe ... et même des vocabulaires et des grammaires, soit comparés, soit séparés, des differens dialectes populaires de l'Empire, dialectes qu'il faut se hâter d'inventorier avant leur destruction totale»[2]. Diese Erkenntnis, dass es hohe Zeit sei aufzunotieren, was die Revolution an alten Volksüberlieferungen noch übriggelassen habe, war bereits 1799, im ersten Jahr des Konsulats, unter dem damaligen Innenminister Lucien Bonaparte und seinem Nachfolger Graf Chaptal erwacht[3]. 1807 wurde Emanuel Crétet an diese Stelle berufen; er lieh seinem Freund und Mitarbeiter, dem sprachenkundigen Naturforscher Charles-Etienne Coquebert de Montbret, der seit 1806 die Abteilung für Statistik im französischen Innenministerium leitete, seine volle Unterstützung bei dem Unternehmen, für das dieses Mitglied der Académie Celtique aus statistischen wie keltologischen Interessen Vorbereitungen traf[4].

Der 1804 verstorbene Jacques le Brigant hatte 1779 das biblische Gleichnis vom Verlorenen Sohn ins Bretonische übersetzt[5]; diesen Text fand Coquebert geeigneter als das Vaterunser oder die Pallasschen Wortlisten. Wieder ging an alle Präfekten und Unterpräfekten der Departemente die Aufforderung, geeignete Männer für eine Enquête zu gewinnen; nur war diesmal nicht ein Fragebogen auszufüllen, sondern die parabole de l'enfant prodigue in die jeweilige Ortsmundart zu übersetzen. Und diesmal, wo der Aufruf direkt vom Innenministerium kam, blieb wenigstens der äussere Erfolg nicht aus. 1807 und in den folgenden Jahren liefen Hunderte von Übersetzungen ein, und die Enquête kam auch nicht zum Stillstand, als die Académie Celtique sich 1814 in eine Société des Antiquaires de

[1] Ebenda 1, 63. Vgl. Aeneis XII 834: Sermonem Ausonii patrium moresque tenebunt.

[2] Mémoires 1, 2.

[3] Vgl. Henri Gaidoz im Centenaire 1804–1904 der Société nationale des Antiquaires de France, Paris 1904, 136.

[4] Über Crétet (1747–1809) vgl. Biographie universelle nouv. éd. 9, 481; über Coquebert (1755–1831) ebenda 9, 164; über das Unternehmen: F. Brunot in den Mémoires et dissertations, publiés par la Société Royale des Antiquaires de France IX 1, 524ff., Pop [oben S. 196 Anm. 2] 1, 15ff.

[5] Elémens de la langue des Celtes Gomérites, Strasbourg 1779 (Pop XXVIII).

France mauserte, die mit dem offenbar schon etwas anrüchig gewordenen Attribut 'celtique' vorsichtiger umging. Das riesige Material erlaubte dem Statistiker Coquebert wenigstens, die innerfranzösischen Sprachgrenzen (bretonisch, flämisch, französisch, provenzalisch, italienisch, baskisch) abzustecken; aber erst am 2. Juli 1820 wurde in der Société des Antiquaires eine 'Commission des patois' zur Auswertung der Enquête bestellt[1]. Sie veröffentlichte 1824 im 6. Band ihrer Memoiren eine Auswahl von 86 Parabel-Fassungen; die übrigen Bestände blieben liegen, bis sie 1872 teils der Bibliothèque nationale, teils den Archives nationales anheimfielen[2]. Eine philologische Auswertung der mit so grossem Elan gesammelten Unterlagen hemmte schon die Tatsache, dass die Korrespondenten von der Zentralstelle keine Transskriptions-Vorschriften erhalten hatten; ob die Mehrzahl mit solchen etwas anzufangen gewusst hätte, ist allerdings mehr als fraglich.

Zu Beginn des Unternehmens, als noch das grosse Ziel der Académie, die Suche nach keltischen Sprachresten, im Vordergrund gestanden hatte, war die Aufforderung zur Teilnahme an der Enquête auch ins Ausland gegangen, und zwar besonders in die Schweiz. Bridels 'Mythologie des Alpes' scheint unserm Land in Paris fast den Nimbus einer zweiten Bretagne verschafft zu haben, und der Pfarrer von Montreux war nur der Bekannteste, der eine Parabole-Fassung einsandte[3]; zwei unsignierte kamen 1808 aus Genf[4], und unter den 1824 publizierten ist auch Graubünden doppelt vertreten[5]. Wer diese Proben veranlasst hat, wissen wir nicht. An Stalder jedenfalls gelangte der französische Innenminister Graf Crétet persönlich und erhielt darauf das dialektologisch wohl wertvollste Stück der ganzen Sammlung, worüber er am 22. November 1808 an den französischen Geschäftsträger in der Schweiz schrieb: «Ma demande a rencontré dans M. Stalder un philologue zélé qui était plus en état que personne d'en bien saisir l'objet, d'en apprécier le but et l'utilité, et d'y satisfaire d'une manière complète et intéressante»[6].

---

[1] Mémoires des Antiquaires 3 (1821) 88.

[2] Bibl. nat. ms. 5910–5913; Arch. nat. carton F 1209. Vgl. Paul Meyer in der Zeitschrift Romania 24 (Paris 1895) 531/32 Anm.

[3] Er veröffentlichte die seinige selber in den Etrennes helvétiennes 1810, 110–113.

[4] Paul Meyer a.O. [Anm. 2 dieser Seite]. Eine der beiden Genfer Übersetzungen stammt mit einiger Wahrscheinlichkeit von Marc-Auguste Pictet [vgl. oben S. 210], der auch die Genfer Version zu Stalders Dialektologie von 1819 (403f.) beigesteuert hat.

[5] Mémoires des Antiquaires 6 (1824) 544/45.

[6] Abgedruckt im Idiotikon 2 (1812) XIf. und in der Dialektologie von 1819, IV. Als Dank sandte ihm Crétet eine Anzahl Bücher (ebenda).

Das Manuskript, das Stalder nach Paris sandte, trägt den Titel: «*Schweizerische Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germanischen Dialekten. Sammt einem Anhang einer Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne Lucae XV. 11–32. in allen Schweizerdialekten. von Franz Josef Stalder, Kammerer und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch. Im Jahr 1808*»[1]. Er lieferte auf den 176 Quartseiten also nicht nur eine ganze Kollektion von Vergleichstexten, sondern dazu auch eine grammatikalische Einleitung, wie er sie schon dem ersten Idiotikon-Band von 1806 vorangestellt hatte. Beide beginnen mit einem Kapitel, das er in der neuen Fassung «Von den Buchstaben und ihrer veränderlichen Aussprache» tauft und gegenüber dem Druck von 1806 verbessert und ergänzt hat. Der hinzugefügte Text kam einer feineren Darstellung der Lautnuancen, besonders aber einer nun nicht mehr ausnahmsweisen, sondern beinahe durchgehenden Vergleichung der Lautung des betreffenden Buchstabens in andern Sprachen, alten und neuen, zugut; man sieht, dass er zu diesem Zwecke französische, italienische, englische und holländische Wörterbücher studierte und in vermehrtem Masse Wachters 'Glossarium Germanicum' zu Rate zog, wobei er allerdings in der Phonetik der hier gefundenen althochdeutschen und angelsächsischen Formen mehrheitlich daneben riet. Im zweiten Teil, nämlich der Flexionslehre («Von der Veränderung und Beugung der Wörter», S. 28–35), fand er gegenüber der Einleitung zum Idiotikon keine Korrekturen, sondern nur wenige Ergänzungen zu geben. Der 'Anhang' aber, d.h. die Sammlung von 29 Versionen der Parabel, füllt die restlichen 140 Seiten aus; ihretwegen war er ja von Crétet zu der Arbeit aufgefordert worden. Im Idiotikon hatte er als Anhang zur Grammatik fünf verschiedene Mundartgedichte publiziert (S. 61–74); nun fügte er sich dem grossen französischen Plan und arbeitete mit dem *einen* Vergleichstext.

Sein Manuskript enthält das biblische Gleichnis in drei Luzerner Fassungen (Gäu, Entlebuch, Weggis), dann folgen Unterwalden, Zürich (Stadt, Winterthur, Albisgäu), Zug, Bern (nur Emmental), Glarus (Mollis), Freiburg (Düdingen), Solothurn (Stadt), Basel (Landschaft), Schaffhausen (Stadt), Appenzell, St. Gallen (Stadt, mittleres Toggenburg, oberes Toggenburg, Uznach, Rheintal),

[1] Gross 4°, weisses Papier 25 × 20 cm, 176 von Stalder durchpaginierte Seiten in Halbledereinband. Bibliothèque municipale de Rouen, Collection Coquebert de Montbret, Signatur ms. 528/1642. Durch Vermittlung der Universitäsbibliothek Basel konnte ich das Manuskript hier kopieren; Herr Oberbibliothekar Dr. Husner war zudem so freundlich, einen Mikrofilm davon herstellen zu lassen (erworben von der Eidg. Landesbibliothek in Bern). Vgl. dazu oben S. 125 Anm. 1.

Graubünden (Prättigau, Chur), Aargau (Oberaargau, «im Dialekt des untern Aargäuers», «im Dialekt des Aargäuers jenseits der Aare», Freiamt, Fricktal) und Thurgau (Bischofszell, Steckborn). Manche sind mit wortkundlichen Fussnoten, einzelne mit Dehnungs- oder sogar mit einfachen diakritischen Zeichen (die freilich ausnahmslos dem *e*-Laut gelten, etwa *ĕ* für heutiges *ə*) versehen.

«Die meisten Übersetzungen kommen von wissenschaftlichen Männern her, die eben so ihres eigenen Dialektes, als selbst der hochdeutschen Sprache kundig sind», sagt Stalder im Vorbericht; doch die Namen seiner Gewährsleute nennt er nicht. Wir kennen indessen fast alle aus der 'Dialektologie' von 1819, wo Stalder diese Übersetzungen, teilweise inzwischen überarbeitet, zusammen mit einigen neuen Aufnahmen und mit der Angabe des jeweiligen Korrespondenten veröffentlichte. Nur die Versionen aus Weggis, Winterthur, Uznach und «im Dialekt des Aargäuers jenseits der Aare» nahm er 1819 nicht mehr mit.

Der Vorbericht des Manuskripts betont mit Nachdruck, es sei unmöglich, mit den üblichen Schriftzeichen die mannigfachen Lautschattierungen wiederzugeben; korrekt lesen könne eine Probe nur derjenige, «der den Dialekt sonst kennt. Wer kann», fährt Stalder fort, «wohl mit todten Buchstaben, oder andern Zeichen anschaulich darstellen das Gravitätische in der Aussprache des Berners? – wer das Hastige und Schnelle in der Aussprache des Entlebuchers? – Wer das Ekelhafte und Schleppende des Freyämters und besonders des Rheinthalers, als nächsten Nachbars am Voralbergischen – wer das Singende des Urseners, und des bernerschen Oberländers?» (S. 4/5.) – Über das Werturteil wollen wir mit Stalder nicht rechten; er entschädigt uns reichlich durch das Beachten von Satzrhythmus und Sprechton, womit er als Dialektforscher zweifellos auf einem Weg ist, der in gerader Linie zu den Tonaufnahmen führt, wie sie ein Jahrhundert später das Phonogrammarchiv der Universität Zürich in Angriff nehmen wird. Die Auftraggeber in Paris hatten Grund, sich dieses Mitarbeiters zu freuen, der sich nicht bloss alle Mühe gab, sondern der vor allem wie vielleicht kein anderer Korrespondent in der Lage war, den Sinn und die Möglichkeiten einer solchen geographisch-statistischen Enquête, die mit unzulänglichen Mitteln durchgeführt werden musste, abzuschätzen. Wir wagen sogar zu behaupten, Stalders Manuskript sei, auch abgesehen von der fremdsprachlichen Materie, für die Sammelstelle in Paris zu schwierig und zu 'hoch', d. h. zu fachmännisch gewesen; ein Mann, der bereits auf ein zehnjähriges Dialektstudium zurückblickte und

der soeben ein Idiotikon, wie seine Zeit noch keins besass, veröffentlicht hatte, war den Leitern des Unternehmens in wesentlichen Kenntnissen voraus.

Was wohl mit seinem Manuskript geschah? – Ausgewertet wurde es zweifellos so wenig wie die eigenen Materialien. Hat es vielleicht wenigstens Anregungen vermitteln können? Unter der dialektologischen Literatur Frankreichs zwischen 1808 und 1820 ist dem Verfasser ein einziges Erzeugnis begegnet, das sich zu einem Vergleich mit Stalder heranziehen lässt. Im ersten Memoiren-Band der Société des Antiquaires gab Baron Claude-François Dupin Instruktionen für künftige Dialektforscher[1]. Er forderte an erster Stelle Idiotika und Mundartgrammatiken, was ja, mindestens als Programm, alles andere als neu war. Um aber den *Geist* der Dialekte zu erfassen, fuhr Dupin trefflich fort, brauche es «des matériaux bruts», z.B. Volkslieder – auch damit hatte Stalder im Idiotikon schon begonnen. Selbst Dupins Erkenntnis, dass die Mundartgrenzen fliessend, nicht 'brusques' seien, war Stalder seit langem aufgegangen. Nur dort ging der Franzose über ihn hinaus, wo er vorschlug, die Dialektologen sollten möglichst ungezwungene Gespräche der Bauern – Anordnungen für die Ernte, Plaudereien über das Wetter – aufnehmen und dabei «se méfier de leur imagination»[2]. Hier war also der Wert eines einheitlichen, zur Fern-Erkundung bestimmten Normaltextes mit guter Kritik wieder in Frage gestellt, schon bevor sich seine ungemein förderlichen Seiten hatten auswirken können. Stalder aber blieb der neuen Idee nun treu und baute sie noch aus in seinem letzten Werk, auf das wir abschliessend zurückkommen müssen.

Die auf ein Arbeitsinstrument, welches wir heute 'Sprachatlas-Material' nennen würden, tendierende Enquête der Académie Celtique hat zwar nicht dem Ausmass, aber der Idee nach in andern Ländern fruchtbarer gewirkt als in Frankreich selber, wo das Unternehmen recht eigentlich in der Stoffmasse ertrank. Henri Gaidoz stellte 1904 für die volkskundlichen Bemühungen der Académie Celtique dasselbe fest und wies dabei auch auf ein Projekt Jacob Grimms vom Jahre 1815 hin, das offensichtlich durch Dulaures Questionnaire inspiriert worden sei[3]. Grimm versandte damals von Wien aus ein Zirkular, das zur Sammlung von Volksliedern, Sagen,

---

[1] Mémoires et dissertations ... des Antiquaires de France 1 (1817) 195–228.

[2] Ebenda 226.

[3] De l'influence de l'Académie celtique sur les études de folk-lore, in: Société des Antiquaires ... Centenaire 1804–1904, Paris 1904, 135ff.

Märchen, Tierfabeln, Schwänken, Bräuchen, Sprichwörtern und abergläubischen Vorstellungen aufforderte[1]. Die Gesellschaft, die Grimm damit stiften wollte, kam nicht zustande; aber auch von den eigenen Arbeiten des Initianten abgesehen, sei das im Fragebogen von 1806 enthaltene Programm in Deutschland früher und energischer als in Frankreich angepackt worden, berichtet Gaidoz. Grimms Plan zu einem 'Sammler' reichte allerdings weiter zurück als ins Jahr 1815: schon in einem Brief vom 30. November 1811, bemerkte Reinhold Steig, tauche «plötzlich ..., ohne dass vorher die Rede davon gewesen wäre»[2], das Projekt wie eine ausgemachte Sache auf. Gaidoz konnte mit Recht darauf hinweisen, dass Jacob Grimm, der übrigens zur Zeit der Gründung der Académie Celtique für Savigny in Paris geweilt hatte, ein halbes Jahr vor jenem 'plötzlich', nämlich am 9. Juni 1811, zum korrespondierenden Mitglied der Académie ernannt worden war[3].

Eine weitere, wenn auch bescheidene Frucht dieser frühesten Ehrung, die Jacob Grimm entgegennehmen durfte, reifte auf einem Felde, wo man sie nun nicht erwartete[4]. Die Fachliteratur über den Begründer der Germanischen Sprach- und Altertumskunde beklagt übereinstimmend, dass Grimm, trotz seinem unverkennbaren Interesse für die Tätigkeit Stalders[5] und Schmellers, den Mundarten selber zu wenig Beachtung geschenkt und sich dadurch den Weg zu wertvollen Erkenntnissen selber versperrt habe. Doch in einem Brief vom 12. Juni 1816 an Joh. Christoph Bang, Pfarrer zu Gossfelden bei Marburg, überrascht uns die Stelle: «Näher [sc. als die eigene Sagensammlung] liegt mir in diesem Augenblick folgende Bitte. Ein Sprachforscher läszt eben eine grosze Sammlung über deutsche Mundarten drucken und zu dem Ende zwei Bibelstellen in möglich viele Volksidiome übersetzen. Es sind die Gleichnisze vom Sämann Marc. IV. 3–8 und verlorenen Sohn Luc. XV. 11–32.– könnten Sie mir für dies ungemein nützliche Unternehmen die gedachten Stücke, so wie sie der oberhess. Bauer aussprechen und erzählen würde, aufschreiben oder aufschreiben lassen; so geschähe

[1] Abgedruckt in J. Grimms Kleineren Schriften 7 (Berlin 1884) 593–595. Vgl. dazu Reinhold Steig, J. Grimms Plan zu einem altdeutschen Sammler, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 12 (1902) 129–138.

[2] Steig, ebenda 130.

[3] Gaidoz [oben S. 221 Anm. 3] 140. Vgl. J. Grimms Selbstbiographie, Kleinere Schriften 1 (Berlin 1864) 17.

[4] Auch das ausgezeichnete Buch des Franzosen Ernest Tonnelat, Les frères Grimm, leur œuvre de jeunesse, Paris 1912, sagt darüber nichts.

[5] Grimm spricht an vielen Briefstellen anerkennend über Stalder und lobt ihn noch 1854 im Vorwort zum Deutschen Wörterbuch (1, XVII).

mir dadurch ein wahrer Gefallen. Es müszte aber, weil der Druck des Werkes schon angefangen hat, bald geschehen»[1].

Wir begreifen, dass es jenem Sprachforscher mit seinem Buch eilte. Stalder hatte nämlich im zweiten Band seines Idiotikons (1812, S. XI) angekündigt, er werde die dialektologische Einleitung «bald möglichst in einem neuen und verbesserten Zuschnitt» und versehen mit «einer Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne ... in allen möglichen Schweizermundarten» drucken lassen. Gewiss, hier wie dort kam die Anregung zu diesem Verfahren aus Frankreich; erschienen war aber bis jetzt keine derartige Sammlung, auch nicht in Paris, und auf die Priorität war jener Sprachforscher, nämlich Joh. Gottlieb Radlof in Frankfurt am Main, um so mehr angewiesen, als er ausser seinen gar nicht trefflichen «Trefflichkeiten der süddeütschen Mund-Arten» (München 1811) bisher nicht viel anzubieten hatte. Auch Jacob Grimm, der in jungen Jahren selbst einen schwachen Mitarbeiter willkommen hiess, verhehlte im nächsten Brief an Bang seine Bedenken gegen Radlof nicht. Das Unternehmen aber nennt er «ein nützliches, längst gewünschtes, ... das zu mancherlei wichtigen Ergebniszen führt, wenn man so in nah aneinander liegenden Stufenreihen die Eigenthümlichkeiten der Sprache verfolgen kann z. B. den Übergang der Vocale. Was wir bis ietzt von deutschen Mundarten wissen, betrifft einzelne Puncte, vom Ganzen kennen wir höchstens nur die groben Umrisze und das zumeist hervorspringende, ja wie viele meinen gewisz noch, es sei mit dem Unterschied zwischen dem plattdeutschen und hochdeutschen abgethan»[2]. Und hier, in diesem Brief an Bang vom 7. Januar 1817, welcher dem Pfarrer für dessen hessische Übersetzungen der beiden Parabeln dankt, fällt wegweisend das Wort, das uns heute als selbstverständliches Ziel vergleichend-geographischer Dialektforschung erscheint, das man für diese Frühzeit aber doch nicht vermutete: «Das Stück aus dem N.T. in der dortigen Mundart war zu einem *deutschen Sprachatlas* bestimmt»[3].

Jacob Grimm erkannte auch bereits, dass dies Verfahren nur innerhalb bestimmter Grenzen sinnvoll sei. Die betreffende Brief-

[1] E. Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen 1 (Marburg 1886) 28. [2] Ebenda 1, 29.

[3] Ebenda (im Original nicht hervorgehoben). – Unter den Berliner Handschriften der Universitäts-Bibliothek Tübingen, Grimm-Schrank Fasz. 1492, befinden sich 4 Briefe Radlofs, dazu eine von Ferdinand Grimm kopierte Antwort Jacob Grimms vom 10. März 1813. Radlofs Brief vom 9. Juni 1816 spricht bereits von einem «Atlas der sämmtlichen germanischen Sprachen»; er versteht darunter eine Mischung von chronologischen und geographischen Tabellen, während sich der Begriff bei Grimm, wie das Zitat zeigt, schon der modernen Vorstellung nähert.

stelle, in der er dem Herausgeber riet, entweder mindestens fünfhundert Versionen zu sammeln oder dann sich auf ein Teilgebiet wie Westfalen zu beschränken, zitiert Radlof im Vorwort seiner «Sprachen der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten dargestellt und erläutert durch die Gleichnissreden vom Säemanne und dem verlorenen Sohne»[1]. Doch sagt er nicht, weshalb er trotzdem den ganzen germanischen Sprachraum (den er übrigens für identisch mit dem keltischen erklärt) vom Tirol über Holland und England bis zur ultima Thule einfangen wollte und dazu erst noch den zeitlichen Bereich vom Altgermanischen bis heute; 135 'Säemänner' und 61 'verlorene Söhne' schienen ihm für all dies ausreichend. Das Buch, das Jacob Grimm mit wahrem Eifer gefördert hatte, bedeutete doch einen methodischen Fortschritt: Radlof legte wirklich vergleichbare Texte vor, eben germanische. Es wäre auch, obgleich für die grammatische Erklärung fast nichts getan war, zweifellos ernsthafter benützt worden, wenn der Verfasser seine Erläuterungen nicht in einer so albernen Terminologie (wie 'Weiblaute' und 'Mannlaute' für Vokale und Konsonanten) gegeben hätte.

Zwei Jahre darauf, 1819, erschien bei Sauerländer in Aarau Stalders letztes Werk: «*Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Nebst der Gleichnissrede von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten.*» Es handelte sich, wie erwähnt, um eine gründliche Überarbeitung und Erweiterung des Manuskripts, das er 1808 nach Paris gesandt hatte. Der erste Teil von 258 Oktavseiten legte den Grundstein zu der schweizerdeutschen Grammatikforschung, wie das Idiotikon ihn zu der Wortkunde gelegt hatte. Es war ein wagemutiges Unternehmen, den Blick gleichzeitig auf sämtliche alemannischen Dialekte der Schweiz zu richten und den Laut- und Formenreichtum in einer Monographie zu verarbeiten. Der Versuch ist seither nicht wieder in diesem Umfang angepackt worden[2]. Uns kümmert hier nicht der grammatikalische Teil mit seinen Vorzügen und Mängeln, sondern der 'Anhang', der jetzt 145 enggedruckte Seiten einnimmt. Begreiflich, dass Stalder dafür den alten Vergleichstext beibehielt und nur danach trachtete, das über sein Forschungsgebiet gelegte

[1] Frankfurt a.M. 1817, XIII. – Die drei schweizerischen Sprachproben (S. 302 bis 307: «nach Kanton Zürcherscher Landmundart», «in der Nähe von Aarau» und «zu Ursseren am Gotthartsberge») hatte ihm der aus Andermatt gebürtige, meist in Rapperswil lebende Porträtmaler Felix Diogg (1762–1834) mitgeteilt.

[2] Auch nicht in K. Stuckis 'Schweizerdeutsch. Abriss einer Grammatik' (Zürich 1921), das in der Literatur gelegentlich als gesamtschweizerdeutsche Grammatik bezeichnet wird, während das Buch selber ein mittleres Substrat geben will.

Netz von Dialektproben engmaschiger zu gestalten. Statt 29 wie im Jahre 1808 konnte er nun deren 42 vorlegen. Aber seltsam: an sie reihen sich auch 15 welschschweizerische, 8 tessinische und 6 rätoromanische Fassungen der Parabel an! Was sollten die für seine alemannische Grammatik illustrieren? Hatte das 'statistische Denken' mit seinem Drang nach Vollständigkeit, das der Pariser Muster-Enquête von 1807 zu Gevatter stand, bereits derart von Stalder Besitz ergriffen? Oder dachte er schon an die Möglichkeit, dass sein Material die Grundlage zu einer Sprachen- und Mundartenkarte der Schweiz hergeben könnte? Er selber gibt auf keine dieser Fragen Bescheid.

Unter den Anregungen, die von der Académie Celtique ausgingen, war Stalders schweizerische Parabelsammlung offenbar die erste wirklich wertvolle Frucht – und zugleich eine der letzten. Denn der wissenschaftliche Ertrag, den die Gründung von 1804 buchen durfte, stand etwa im umgekehrten Verhältnis zu der Hoffnung, welche die Initianten beflügelt hatte. Das Studium der keltischen Sprache und Kultur war durch sie nicht nur wenig gefördert, sondern geradezu in Misskredit gebracht worden, und die Dilettanten, die sich in den 1820er und 1830er Jahren dieses Gegenstandes bemächtigten und besonders die Ortsnamenforschung mit ihren wilden Etymologien heimsuchten, brachten es zustande, dass kritische Forscher wie Theodor Mommsen das Wort 'keltisch' nicht einmal dort einsetzten, wo es zu verantworten war[1]. An «celtische sprachstudien wird die reihe auch einmal kommen, jetzt liegen sie in wahrer barbarei», schrieb Jacob Grimm an Michelet[2]. Die französischen Sprachgelehrten selber zogen sich von diesem heiklen Parkett zurück, so dass ein Deutscher und ein Schweizer, Franz Bopp und Adolphe Pictet, durch ihre sprachvergleichenden Studien dem eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Keltologie, Johann Kaspar Zeuss, den Weg freilegen mussten. In Paris aber erkannte man den Wert der 'Grammatica celtica' (1853) erst, als Zeuss gestorben war[3]. Das freilich durften die Häupter der nun verscheuchten Keltomanie für sich in Anspruch nehmen, dass sie

[1] Vgl. H. G. Wackernagel, Das Ausscheiden der Kelten aus der Weltgeschichte, Basel 1932, 9. – Keltomane Ortsnamenforschung betrieb schon um 1750 Joh. Jak. Spreng in seiner handschriftlichen Sammlung baslerischer Ortsnamen (vgl. darüber Socin im Basler Jahrbuch 1893, 247).

[2] Brief vom 24. März 1837, gedruckt bei Werner Kaegi, Michelet und Deutschland, Basel 1936, (Anhang) 206. Ähnlich äusserte sich Grimm schon im 2. Bd. der Deutschen Grammatik, Göttingen 1826, VI.

[3] Zeuss (1806–1856) wurde nicht Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Vgl. Henri Gaidoz, Les ancêtres, Revue celtique 6 (1885) 521.

ihre Rosinante nie mit solchen politischen Affekten beladen hatten, wie sie die reaktive Bewegung des Pangermanismus auf sich trug.

So blieb denn die kulturgeschichtliche Leistung der Académie Celtique im wesentlichen auf die Zeit ihrer kurzen Blüte beschränkt. Denn auch ihre volkskundliche Initiative schlief um 1820 ein, und die dialektgeographische fand zwar noch vereinzelte Betreuer[1], doch als ernsthafte linguistische Arbeitsmethode war sie den Sprachforschern bald kaum mehr dem Namen nach bekannt. Jacob Grimm zwang die moderne Philologie vorerst in historische Bahnen – mit Recht, denn dieses Fundament musste erstellt sein. Schon Schmeller arbeitete 1821 in seinen «Mundarten Bayerns» nicht mehr mit einem Einheitstext, sondern mit zeitlich abgestuften Anschauungsmaterialien: Erzählungen, Liedern, Gesprächen und Sprichwörtern[2], Aber ein halbes Jahrhundert später kam die nun gefestigte Sprachwissenschaft auf das Verfahren Coqueberts und Stalders zurück. Georg Wenker begann 1875 seinen 'Deutschen Sprachatlas', indem er durch Korrespondenten einen Normtext, vierzig Sätzchen, übertragen liess. Im gleichen Jahr 1875 erinnerte man sich auch am Collège de France der alten Methode: Paul Meyers Forderung nach einer Geographie des Einzellauts[3] und seine fördernde Kritik an dem System der schriftlichen Fern-Erkundung[4] gaben seinem Schüler Jules Gilliéron den Ansporn zu einem phonetischen Atlas des romanischen Wallis, der sich ausschliesslich auf persönliche Erhebungen des jungen Gelehrten stützte. In Martigny verwendete er noch einmal das biblische Gleichnis, erkannte es aber während der Arbeit als linguistisch unzulänglich[5] und schuf sich dann, von Paul Meyer und Gaston Paris neidlos unterstützt, für seinen 'Atlas

[1] Die dialektvergleichenden Erhebungen mit Hilfe eines literarischen Einheitstextes und die wichtigsten Enquêten im Korrespondenzverfahren kann man jetzt in chronologischer Reihenfolge bequem überblicken bei Pop [oben S. 196 Anm. 2] 1179–1182. Erwähnt sei hier nur die Parabel-Sammlung, die 1830–1835 Giovenale Vegezzi-Ruscalla (seit 1839 von Bernardo Biondelli fortgeführt) in Italien unternahm, wobei man sich auf das Beispiel Stalders und Frankreichs berief (Pop 479ff.). Italien besass aber auch eine eigene dialektvergleichende Tradition: schon 1584 hatte Leonardo Salviati die Dekameron-Novelle I 9 in 12 Dialekte übersetzen lassen (Degli avvertimenti della lingua sopra il Decamerone, Venezia 1584/86); 1875 brachte Giovanni Papanti nicht weniger als 704 Versionen dieser Novelle zusammen (I parlari italiani in Certaldo, Livorno 1875).

[2] Diese Art von Mundartproben verbindet das Glossaire du patois de la Suisse romande von Bridel /Favrat (Lausanne 1866) mit 30 Übersetzungen des biblischen Gleichnisses (427–483, 485–544).

[3] Romania 4 (1875) 293–296 (über Ascolis Archivio glottologico italiano III 1).

[4] Anlässlich der Rezension des in Anm. 1 dieser Seite genannten Werks von Giovanni Papanti: Romania 5 (1876) 496–499.

[5] Petit Atlas phonétique du Valais roman, Paris o.J. (1880) 8.

linguistique de la France' (1903–1921) ein dermassen verfeinertes sprachgeographisches Instrumentarium, dass von ihm nicht nur die Patois-Forschung, sondern die Sprachwissenschaft überhaupt neue Impulse empfing[1]. Seitdem haben zwei andere Schweizer, Karl Jaberg und Jakob Jud, das rein linguistische Vorgehen ihres Meisters wieder aus seiner Isolierung erlöst, die Dialektologie abermals, wie es schon Stalder angebahnt hatte, mit der Volkskunde verknüpft und auf diese Weise das Muster für die modernste Mundartkunde geschaffen: den 'Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz' (1928–1940).

Über Stalders letzten Lebensjahren lag ein Schatten. Wohl hatte ihn 1822 die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache zu ihrem Mitglied ernannt[2], als er eben seine Pfarrei Escholzmatt mit der Ruhepfründe in Beromünster vertauschte. Doch die wirkliche Musse, die er nun zum erstenmal genoss und zur Ausarbeitung einer stark erweiterten zweiten Auflage seines Idiotikons benützte, wurde ihm vergällt durch einen Brief Heinrich Remigius Sauerländers, der durchblicken liess, er werde die Neufassung nicht mehr verlegen[3]. Dass Stalder trotzdem weiterarbeitete und sein Manuskript, zwei starke Foliobände, sogar noch zum Abschluss brachte, ehe er am 25. Juli 1833 starb, fügt dem Charakterbild des gelehrten Mannes einen letzten sympathischen Zug bei. In seinem Testament vom 10. Juli 1833 vermachte Stalder das in Reinschrift hinterlassene Werk und seine rund tausend Bücher der von Felix Balthasar geschaffenen Bürgerbibliothek seiner Vaterstadt Luzern[4]. Als 1862 die Antiquarische Gesellschaft Zürich zur Ausarbeitung eines neuen Schweizerischen Idiotikons schritt, legte der erste Chefredaktor Friedrich Staub dem Unternehmen dieses Staldersche Manuskript zugrunde. Das Andenken des Pioniers gedachte er ursprünglich noch dadurch zu ehren, dass er dem heute auf elf Bände gewachsenen Werk den Namen 'Stalder redivivus' geben wollte.

---

[1] Vgl. Karl Jabergs diesbezügliche Arbeiten: Sprachgeographie, Aarau 1908; Aspects géographiques du langage, Paris 1936; Sprachwissenschaftliche Forschungen und Erlebnisse, Paris-Zürich 1937, 203ff. Vgl. auch Ernst Gamillscheg, Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft, Bielefeld 1928; Alwin Kuhn, Sechzig Jahre Sprachgeographie in der Romania, Romanistisches Jahrbuch 1 (Hamburg 1947/48) bes. 27ff.; Rudolf Hotzenköcherle, Der Sprachatlas der deutschen Schweiz, Schweiz. Hochschulzeitung 20 (1947) 195–203.

[2] Stalders Dankschreiben an Hoffmann von Fallersleben vom 7. Februar 1823 im Hoffmann-Nachlass (nach Korrespondenten geordnet, ohne Signaturen) der Universitätsbibliothek Tübingen, Abteilung Berliner Handschriften.

[3] Vgl. Stalders Brief vom 25. August 1825 an Joh. Rudolf Wyss: Stadtbibliothek Bern, Mss. H. H. XXVI 106 (in der Gedenkschrift Stalder 144f. ungenau gedruckt).

[4] Gedenkschrift Stalder 13.